

Wochenblatt für das werktätige Volk

Bilder-Beilage „Welttrundschau“, Roman-Beilage „Die Quelle“

Bezugsbedingungen: Für Österreich monatlich S 1.30, Einzelnummer 30 Groschen. Es wird gebeten, das Abonnement im Voraus zu bezahlen. Telefon: St. Pölten Nr. 76. Postcheckkonto 175.831

Amstetten-Waidhofen
24. August 1929.

Redaktion und Verwaltung: St. Pölten, Seifstr. 6. Unfrankierte Briefe können nicht angenommen werden. Anonyme Zuschriften können nicht berücksichtigt werden. Telefon: St. Pölten Nr. 76. Postcheckkonto 175.831

Die Mazedonisierung Österreichs.

Die Banditen, die unter dem Titel „Heimatschutz“ in Österreich seit Monaten ihr Unwesen treiben, haben am Sonntag in St. Lorenzen in Steiermark wieder einen Beweis geliefert, was sie unter „Heimatschutz“ verstehen. Die sozialdemokratischen Lokalorganisationen St. Lorenzen und Sankt Marein haben an diesem Tag ihr zehnjähriges Gründungsfest veranstaltet. Das Gründungsfest sollte am Hauptplatz von St. Lorenzen stattfinden, doch hatte die Gemeinde die Verhinderung des Platzes verboten. Die Sozialdemokraten meldeten daraufhin eine Versammlung in einem Garten an und hofften, daß sie ihre Veranstaltung ungehindert abhalten können. Die Heimwehr, die vorher als Gegenkundgebung einen Aufmarsch angekündigt, diese Ankündigung aber wieder zurückzog, hat nun in aller Heimlichkeit den Garten durch ihre Leute besetzen lassen und als die ersten Festteilnehmer anrückten, fanden sie dort keinen Platz mehr. Daraufhin entschlossen sich die Vertrauensmänner, die Festversammlung mit einer Rede des Landtagsabgeordneten Wallisch auf dem Hauptplatz abzuhalten. Während der Rede des Genossen Wallisch erschienen nun Heimwehr, zirka 2000 Mann stark, auf dem Hauptplatz und begannen sofort mit den Stänkereien. Unsere Schutzbündler, die weit in der Minderheit waren, warfen sich sofort in die Bresche und wiesen die ersten Vorposten der Heimwehr energisch ab. Diese erhielt aber dauernd Zuzug und drängte ungestüm vor, so daß sich in wenigen Minuten eine regelrechte Keilerei zwischen Heimwehr und Schutzbund entwickelte.

In diesem Augenblick gab die Heimwehr die ersten Schüsse in die versammelte mehrlose Masse ab. Der Menschen bemächtigte sich eine große Panik, stoben auseinander, Frauen und Kinder flüchteten jammernd in die Nebengassen, während auf dem Hauptplatz ein regelrechter Kampf zwischen Heimwehr und Schutzbund begann, der erst eine Stunde später durch das Eintreffen der allerdings verspäteten Gendarmerie ein Ende fand. Der türkische und gemeine Überfall der Heimwehr wurde vom Stabsleiter planmäßig vorbereitet. Schon Samstag und Sonntag früh hatte die Heimwehr Flugzettel verbreitet, worin sie die sozialdemokratischen Männer und Frauen aufforderte, an der Jubiläumsfeier in St. Lorenzen nicht teilzunehmen, da die „Gefahr von gefährlichen Auseinandersetzungen“ gegeben sei. Man sieht also daraus, daß die Absicht, einen Überfall zu unternehmen, von vorneherein bestand. Die Sozialdemokraten machten

den Bezirkshauptmann von Bruck an der Mur darauf aufmerksam und statt, wie es seine Pflicht gewesen wäre, sofort für den entsprechenden Schutz der Veranstaltung zu sorgen, hat der Bezirkshauptmann nichts Besseres zu tun gewußt, als die Schutzbündler von Bruck und Kapfenberg am Bahnhof nach Waffen durchsuchen zu lassen. Die Heimwehr war mit Revolvern und Gewehren ausgerüstet; in einem nahe gelegenen Wald von St. Lorenzen sollten sie sogar ein Maschinengewehr postiert haben, daß dann auch in Bewegung gesetzt wurde. Auch auf der Kirche von St. Lorenzen waren Heimwehrgewehre, die von oben herabschossen. Das traurige Ergebnis dieser

blutigen Auseinandersetzung

sind 2 Tote, 10 schwerverletzte und 100 Leichtverletzte. Die Toten sind Schutzbündler. Unter den Schwerverletzten befinden sich acht Heimwehrgewehre, ebenso gehören zwei Drittel der Leichtverletzten der Heimwehr an. So steigert sich Sonntag für Sonntag der blutige Kampf zwischen der Heimwehr und uns, und man kann darnach mit gerader mathematischer Sicherheit voraussagen, wann das fürchterliche Bürgerkrieg mit all den Greueln und Entsetzungen beginnen wird, wenn nicht endlich die verantwortliche Regierung handelt und dieser gefährlichen Entwicklung ein Ende setzt. Die Regierung hat jetzt endlich ein Schulbeispiel dafür, daß Heimwehr kein „Element der Ordnung“ ist, sondern nur verglichen werden kann mit

mazedonischen Banden,

die durch ihre Verantwortungslosigkeit und die verübten Greuel weltberühmt geworden sind und in der alles Gesindel beisammen war. Die Regierung muß erkennen, daß mit stillschweigendem Gewährenlassen die Gefahr von Tag zu Tag größer und die Beunruhigung der Bevölkerung immer unerträglicher wird und muß endlich Farbe bekennen: steht sie auf dem Boden der Verfassung, will sie die Einhaltung der Gesetze gegen jedermann verbürgen, dann muß sie endlich mit aller Entschiedenheit gegen das Heimwehrgesindel vorgehen. Vermag sie das nicht, dann wird sie die Verantwortung für alle Folgen zu tragen haben.

Wie frech die Heimwehren werden und wie die verantwortlichen Regierungsmänner sich aufführen, beweist die Heimwehrede des Landeshauptmannes von Tirol Dr. Stumpf am Sonntag in Trient, in der er ganz öffentlich der Heimwehr die Unterstützung der Tiroler Lan-

desregierung in Aussicht stellte. Der Mann, der die Verfassung und die Einhaltung der Gesetze beschworen hat, predigt offen den Bürgerkrieg und ermuntert die Heimwehr zu ihren verbrecherischen Plänen. Da muß endlich Klarheit geschaffen werden, damit die Arbeiterschaft genau weiß, woran sie ist. Daß die Arbeiter nicht aus Pappe sind, die Verfassung und die demokratische Freiheit grimmig zu verteidigen entschlossen sind, hat der Tag von St. Lorenzen bewiesen. Wir sagen den steiermärkischen Arbeitern für die kräftige Abwehr unsern Dank und werden, wenn es sein muß, gleichfalls unsere Pflicht erfüllen.

Der Beschluß der Vertrauensmänner.

Am Montag, den 19. August, hat wegen des blutigen Heimwehriberfalls in St. Lorenzen die Wiener Vertrauensmännerversammlung getagt. Es wird bisher kaum eine Konferenz gegeben haben, selbst nicht in den schwersten Stunden, die von solch stürmischer Erregung erfüllt war, wie diese. Aber auch kaum eine Konferenz, in der die Aufgaben und die Verantwortung der Arbeiterklasse deutlicher zum Ausdruck gekommen wäre, als bei dieser. Eine Genugtuung erfüllte die Masse der Vertrauensmänner: Daß es einigen hundert unbewaffneten, aber energischen Schutzbündlern möglich war, einer großen Uebermacht bewaffneter Faschisten eine empfindliche Schlappe zu bereiten. Die Vertrauensmänner waren aber auch davon überzeugt, daß es nur mehr die Arbeiterschaft ist, die sich gegen die Uebergriffe der Faschisten zu wehren vermag und die imstande ist, die Demokratie in unserer Republik vor den Anschlägen diktatorlüsterner Faschistenhäuptlinge zu bewahren. Und aus dieser Erkenntnis heraus faßte die Vertrauensmännerversammlung nach umfangreicher Debatte, die die ungeheure Entrüstung der Arbeiterschaft in den Werkstätten und Büros deutlich erkennen ließ, folgenden Beschluß:

Die Vertrauensmännerversammlung der Wiener Arbeiterschaft stellt fest, daß die Führer der steiermärkischen Heimwehr, die in verbrecherischer Weise eine friedliche sozialdemokratische Festversammlung in St. Lorenzen gewaltsam zu sprengen versuchte, neuerdings eine fürchterliche Blutschuld auf sich geladen haben.

Sie protestiert gegen die schwächliche Haltung der verantwortlichen Behörden, die nicht wagten, dem Unter-

Edgar Wallace: In der Nähe von Greenwich geboren. Neun Tage alt adoptiert von einem Arbeiter. Allerhöchste Schulkenntnisse. Mit 11 Jahren Zeitungsverkäufer in London mit 3 Schilling Wochenverdienst. Geht als Koch und Kautschwabber auf einen kleinen Fischdampfer, kneift aus, nach Hause zurück. Milchhändler, Maurergehilfe. Soldat. Macht Gedichte, Lieder. Schickt eins an den berühmten Sänger Arthur Hoberis; das bringt ihm zunächst fünf Pfund Stellung ein. Als Soldat nach Südafrika. Eine Dame, Mrs. Caldecot, lanciert ihn als Schriftsteller. Bekanntheit mit Kipling und Mark Twain. Er schreibt für „Cape Times“ und andere Blätter. Abschied vom Militär. Im Burenkrieg Berichterstatter größter englischer Blätter. Gerät mit Kitchener wegen Durchbrechens der Zensur zusammen. Redakteur John Nisburger Blätter. Das südafrikanische Spekulationsfieber reißt auch ihn mit; gewinnt, verliert, kehrt mit 3 Schilling nach London zurück. Berichterstatter bei Northcliffe, „Daily Mail“. Geht als solcher nach Kanada, zur Königshochzeit nach Madrid, ist Zeuge des Bombenattentates. Zur Zeit der „Panther-Affäre“ in Marokko; wird wegen des „roten Summis“, wegen der Kongo-Greuel nach dem belgischen Kongo geschickt. Zwischen durch ist er auch einmal Selbstverleger und stirbt sich durch Ueberreklame in Bankrott. Northcliffe hilft ihm aus der Patsche. Schließlich wird er ganz „freier Schriftsteller“.

Auf diesem Wege wurde Edgar Wallace, was er ist:

Einer der populärsten und am meisten gelesenen Schriftsteller der ganzen Welt!

Wir wollen unseren Lesern eine köstliche Probe des Werkes dieses ungemein produktiven Autors bieten und beginnen am 29. August 1929 mit der Veröffentlichung einer seiner besten Romane,

„Das Verrätertor“.

fangen der Heimwehr, die sich ganz offen und ungeschont über die Gesetze hinwegsetzte, rechtzeitig entgegenzutreten. Sie beklagt die Opfer, die gefallen sind, und spricht den steierischen Arbeitern, die in berechtigter Notwehr diese Opfer gebracht haben, ihre brüderliche Sympathie aus.

Seit Jahr und Tag wurde von den Vertretern der organisierten Arbeiterklasse darauf hingewiesen, daß die unverantwortliche, gewissenlose Putschheer der Heimwehren unser Land immer

näher an den Rand des Bürgerkrieges bringt. Vor einem solchen Unglück, das nicht allein über die Arbeiterschaft, sondern über alle Klassen des Staates beispielloses Elend bringen müßte, ist bisher vergeblich gewarnt worden. Nun ist es so weit, daß

die organisierte Arbeiterschaft genötigt ist, von ihrem Selbstschuß Gebrauch zu machen,

soll es nicht einer Handvoll Abenteuerer gelingen, das Land dem Untergang zuzutreiben. Die organisierte Arbeiterklasse Oesterreichs, im tiefsten Herzen friedlich gesinnt, wünscht keine andere Auseinandersetzung als die mit den Waffen des Geistes. Sollte aber der Heimwehrfaschismus es wagen, seinen törichteren Butschdrohungen eine Tat folgen zu lassen, dann wird die österreichische Arbeiterklasse keinen Augenblick zögern, sich in der Verteidigung aller Mittel zu bedienen, die sie für notwendig hält.

Nicht in Einzelaktionen Unverantwortlicher, sondern in der Massenaaktion des gesamten Proletariats und in der Stärkung des Republikanischen Schutzbundes erblicken die Vertrauensmänner der Wiener Arbeiterschaft die geeigneten Mittel des Abwehrkampfes. Die Arbeiterschaft wird aufgerufen, die Abwehr mit aller Kraft vorzubereiten und sich in dieser Abwehr durch nichts einschüchtern zu lassen.

Was bringt der Herbst?

In wenigen Wochen beginnt wieder die parlamentarische Tätigkeit und mit ihr werden die politischen Fragen, die uns der Herbst stellt, zur Beantwortung reif. Unter normalen Verhältnissen würde hier eine kurze sachliche Besprechung dieser Fragen genügen, ohne an sie weitgehende politische Betrachtungen knüpfen zu müssen. Ist doch von all den ungelösten Problemen des Vorjahres dank der reichen gesetzgeberischen Tätigkeit des Frühlings nur die Frage der Grundgesetze über die Straßenpolizei offen geblieben. Gewiß eine außerordentlich wichtige und unaufschiebbare Angelegenheit, die aber doch nicht komplizierter ist, als das Mieterschutzproblem. Ist es dort gelungen, zu einer immerhin noch erträglichen Zwischenlösung zu kommen, dann kann auch die parlamentarische Erledigung dieser Gesetzesfrage keine unübersteigbaren Hindernisse bieten. Dann müßte schon die Beratung des Staatsvoranschlags einsetzen, die nach den parlamentarischen Gepflogenheiten den Rest des Jahres ausfüllt. Durch die Erfahrungen des Sommers sind freilich noch zwei außerordentlich wichtige Komplexer dazugewachsen. Die vom Bauernbund geforderte Agrarhilfe und die Sicherung der österreichischen Finanzen nach dem endgültigen oder vorläufigen Scheitern der Anleihepläne. Unser Standpunkt zu der von den Bauern geforderten Vollstandshilfe ist bekannt. Die Sozialdemokraten verkennen gewiß nicht die schwierige Lage, in der die Getreidebauern durch das wilde Auf und Ab der Getreidepreise gekommen sind, sie müssen aber auf die Unmöglichkeit verweisen, den Verbrauchern neue Steuerlasten aufzuerlegen. Findet hier die Bauernschaft andere Auswege, nimmt sie etwa wie Landeshauptmannstellvertreter Reither angedeutet hat, die sozialdemokratische Forderung nach Einrichtung eines Getreidemonopols auf, dann müßte auch hier der gangbare Ausweg gefunden werden.

Schlummer steht es in der Finanzsache. Hier hat die neue Regierung von dem „großen Staatsmann“ Seipel ein besonders böses Erbe übernommen. Herr Seipel und Herr Kienböck hatten es in zweijähriger mühseliger Tätigkeit verstanden, buchstäblich alle Möglichkeiten zur Aufnahme einer neuen Anleihe zu verrammeln und Seipels großer Bruder Mussolini hat sich für die Überreichung der Seipelschen Reden noch immer nicht durch die Rückstellung der italienischen Pfandrechte revanchiert. Die Verhältnisse auf dem internationalen Geldmarkt sind

Das Weltbild im Wochenspiegel.

Die Blutjustiz wütet weiter. Das litauische Feldgericht hat wiederum drei Todesurteile gefällt, und zwar gegen zwei Kommunisten, die eine Geheimdruckerei betrieben haben, und gegen einen Mann, der angeblich einen politischen Mord begangen haben soll.

Die Massengiftmorde in Ungarn. In Ungarn hat eine Kräutlerin den Frauen der Umgebung Mittel verkauft, wodurch diese die erkaltende Liebe der Männer wieder erneuern wollten. Nach dem Genuß dieses Mittels sind die Männer durchwegs gestorben. Die Behörde hat bei allen Tod durch Vergiftung festgestellt. Es wurden nun in den Dörfern Nagyv, Tiszakürt, Tiszakecske und einigen andern bisher 34 auf diese Weise Gestorbene festgestellt. 34 Personen wurden bisher verhaftet.

Ein Auto von einem Expresszug überfahren. Ein Expresszug der Texas- und Pacificbahn überfuhr in der Nähe von Dallas (Texas) ein Lastautomobil, in dem zwei Familien von einem Ausflug zurückkehrten. Von den Insassen des Automobils wurden sofort 14 Personen getötet, während ein kleines Kind, das als einziges von den Insassen des Autos am Leben blieb, schwer verletzt in ein Krankenhaus gebracht wurde. Das Unglück spielte sich zirka 120 Meter vom Heim einer der beiden Familien ab, von dem der Vater, der an dem Ausflug nicht teilgenommen hatte, zusah, wie seine Frau und seine sieben Kinder den Tod fanden.

Die tägliche Revolution in Südamerika. Venezolische Aufständische unternahmen den Versuch, sich der Stadt Cumana zu bemächtigen, erlitten jedoch eine schwere Niederlage. Der Befehlshaber der Regierungstruppen, General Emilio Fernandez, ist während des Kampfes gefallen.

Der chinesisch-russische Zwischenfall verschärft? Nach Meldungen aus Tokio und Schanghai sollen die Gegensätze zwischen China und Rußland eine neuerliche Verschärfung erfahren haben. Die Sowjetunion hat als Oberbefehlshaber der Ostarmee den General Blissier ernannt, der unter dem Namen eines Generals Galenz der militärische Berater des Führers der chinesischen Nationalarmee, Tschangkaichek, gewesen sein soll. Es wird gemeldet, daß Sowjetmilitär einen Vorstoß über den Argunfluß unternahm und in der Nähe von Suisenho das Feuer mit Maschinengewehren und Feldgeschützen eröffneten. Von russischer Seite wird gemeldet, daß Weißgardisten mit unmittelbarer Unterstützung durch chinesische Truppen Sowjetgrenzposten und an verschiedenen Stellen die friedliche Bevölkerung beschossen hätten.

Fortschritte in der Seeabrüstungsfrage. Aus London wird gemeldet, daß die vorgeschlagene Seeabrüstungskonferenz zwischen den fünf großen Seemächten Vereinigte Staaten, England, Frankreich, Italien und Japan noch vor Weihnachten in London zusammentreten wird, falls keine unerwarteten Schwierigkeiten auftreten. Es wird weiters gemeldet, daß die Verhandlungen zwischen Amerika und England in befriedigender Weise fortschreiten und das Ergebnis dieser Verhandlungen als Grundlage für ein allgemeines Seeabrüstungsabkommen dienen soll.

Eine gewaltige sportliche Leistung. Der 21jährigen holländischen Meisterschwimmerin Corry Leibrand ist es ge-

lungen, den Genfer See von Dudy bis Genf zu durchschwimmen. Sie legte die Strecke, die etwa 60 Kilometer lang ist, in 35 1/2 Stunden zurück und erzielte damit eine neue Weltrekordleistung für Langschwimmen im Süßwasser.

„Im Westen nichts Neues.“ Wie eine schwedische Zeitung meldet, soll Erich Maria Remarque, der Autor des Buches „Im Westen nichts Neues“, einer der Nobelpreisträger dieses Jahres sein. Personen, die der Nobelinstitution nahe stehen, erklärten, man wisse noch nicht, ob man Remarque den Friedens- oder den Literaturpreis zuerkennen werde. In Oesterreich wäre diesem Autor eine solche Ehrung nicht passiert, da wurde sein Buch über Auftrag des Ministers Baugoin aus den Soldatenbibliotheken entfernt.

Die englische Niesenaussperrung ist beendet. Der Konflikt in der Textilindustrie von Lancashire, der zirka drei Wochen gedauert hat und von dem etwa 500.000 Textilarbeiter betroffen waren, ist beigelegt. Nach einer elfstündigen Konferenz haben die Gewerkschaften und die Unternehmer beschlossen, den Streikfall einem Schiedsgericht zu überweisen und den Schiedspruch anzuerkennen. Das Schiedsgericht setzt sich aus zwei Vertretern der Gewerkschaften, zwei Vertretern der Unternehmer und einem unabhängigen Vorsitzenden mit den Befugnissen eines Schiedsrichters zusammen.

Der schwarze Tod. In der Kohlengrube „Gottesegen“ bei Antonienhütte in Oberschlesien entstand eine Kohlenstaubexplosion, durch die sämtliche Pfeiler einstürzten und 16 Bergleute erschüttet wurden. Eine Anzahl konnte bereits als Leichen geborgen werden und es ist so gut wie sicher, daß auch die übrigen Bergleute tot sind. Die Ursache wird auf Sprengschüsse zurückgeführt. In derselben Grube ereignete sich vor einigen Wochen ein Grubenunglück, bei dem ebenfalls mehrere Bergleute getötet wurden.

Die Konferenz im Haag. Die Konferenz im Haag hat bisher noch zu keinem Ergebnis geführt. Die Spannung besteht weiter. Eine Annäherung ist insofern zu verzeichnen, als die beteiligten Mächte England bereits Zugeständnisse gemacht haben, die aber vom englischen Schatzkanzler Snowden als unzulänglich bezeichnet wurden. Da er aber erklärte, er hoffe, daß es dennoch zu einer Einigung kommen werde, wurde die Konferenz nicht abgebrochen. Der hauptsächlichste Träger des Widerstandes gegen England ist Italien, dem die Arbeiterregierung in England unangenehm ist und das versucht, Frankreich näher an sich heranzuziehen. Henderson betonte gegenüber Dr. Stresemann mit allem Nachdruck, daß die britische Regierung das Rheinland innerhalb sehr kurzer Zeit bedingungslos zu räumen bereit sei.

Die brennende Petroleumsonde. Bei der brennenden Petroleumsonde von Moreni in Rumänien ereignete sich neuerlich eine Explosion, durch die 15 Arbeiter zum Teil sehr schwer, zum Teil leichter verletzt wurden. Die Explosion erfolgte wiederum bei der Grabung eines neuen Löschunnels, anscheinend infolge Entzündung lagernder Gase durch unvorsichtiges Hantieren mit einer Lötlampe. Der Versuch, die nun seit Monaten mit einer gewaltigen Feuerfarbe brennende Sonde, die das ganze Petroleumgebiet schwer gefährdet, zu löschen, ist also neuerlich mißglückt.

fräge Schwierigkeiten aufgerichtet wurden, fraglich aber vor allem deshalb, weil man nicht sieht, wo in Oesterreich das Kapital herkommen soll, um neben der Unterbringung der Wohnbaubobligationen noch eine Inlandsanleihe zu befreien.

Wenn wir daher hauptsächlich auf die laufenden steuerlichen, Zoll- und Monopoleinnahmen angewiesen sein werden, wird die Frage einer umfassenden österreichischen Finanzreform um so dringlicher. Wenn auch gewisse Wünsche nach Ermäßigungen wirtschaftlich belastender Steuern nicht ohne weiteres von der Hand gewiesen werden können, muß doch gerade ein Staat, der auf seine eigenen Mittel angewiesen ist, zuerst an die Stärkung der inneren Kaufkraft denken, und deshalb die Steuerreform dort beginnen, wo der Verbrauch der werklätigen Massen durch Warenumsatzsteuer usw. untragbar belastet wird. Gleichzeitig bleibt aber dann nichts übrig, als neue Steuerquellen zu finden und die staatlichen Bedürfnisse zu decken. Diese Steuerquellen sind da, es ist das volkswirtschaftlich bedeutungslos, von Seipels-Kienböck aber dennoch ängstlich geschonte arbeitslose Einkommen, die im Ausland verzehrte Rente der Großgrundbesitzer, die Dividende der mit der Betriebsführung längst nicht mehr befähigten Großaktionäre und eben seit der Mieterschutzreform auch der Inflationsgewinn der Häuferspekulanten. Eine Finanzreform kann aber auch an dem drängenden Problem der Abgabenteilung nicht vorbeigehen. Die Ausgaben der Länder und im noch viel stärkeren Maße der Städte und Industriegemeinden wachsen immer mehr an, die Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes, der den Gemeinden die ergiebigsten Steuerquellen entzieht und ihnen die Ertragsanteile an den Bundes- und Landessteuern außerst beschneidet, ist nicht länger aufrechtzuerhalten. Auch hier muß Wandel geschaffen werden, was freilich auch eine Ausdehnung der Finanzreform auf die Länder unvermeidlich macht. Daß in den Ländern der bequeme Zustand aufhören muß, alle Steuerquellen vertrocknen zu lassen und sich an den Einnahmen der Gemeinden schadlos zu halten, ist wohl selbstverständlich. Nur dann haben sie das moralische Recht, vom Bund eine bessere Berücksichtigung zu fordern. So muß endlich auch der Fremdenverkehr, der eine immer wichtigere Einnahmsquelle wird, in das steuerliche System richtig eingebaut werden. In Ländern ähnlicher Struktur wie unsere Alpenländer, wie zum Beispiel die Schweiz, deckt er einen Großteil der staatlichen Erfordernisse, ohne deshalb im geringsten zu leiden.

Auch die durch die Zinserhöhung doppelt berechtigten Forderungen der im öffentlichen Diensten stehenden Arbeiter, Angestellten und Beamten können nur im Rahmen einer allgemeinen Finanzreform einer endgültigen Lösung zugeführt werden, was nicht hindern wird, daß sich der Nationalrat schon im Herbst höchst eingehend mit den Forderungen nach vorläufiger Hilfe beschäftigen wird müssen.

Daß die Auswirkungen der Zinserhöhungen auch die sozialpolitische Gesetzgebung vor eine Reihe neuer Aufgaben stellen wird, kann man heute auch schon vorausagen.

Man sieht, wenn auch der größere Teil der Aufgaben der letzten Jahre diese Tagung des Nationalrates nicht mehr beschäftigen wird, so sind, wie es gar nicht anders möglich ist und gar nicht anders sein soll, neue Aufgaben zugewachsen, die auf den schon Erledigten wurzelnd, nicht minder wichtig sind und deren befriedigende Lösung einen tatsächlichen Fortschritt bedeuten würde. Auch hier kann der Fortschritt nur auf dem Wege der parlamentarischen Verhandlungen erzielt werden, auch hier müssen die von Mehrheit und Opposition vertretenen Anschauungen gegeneinander abgewogen und zwischen ihnen der vermittelnde Ausweg gesucht werden, wie es eben in einer Demokratie der Fall ist. Daß dies nur in einer politisch ruhigen und auf sachliche Arbeit eingestellten Atmosphäre geschehen kann, wird wohl jeder begreifen, der nichts anderes als

außerdem derzeit für die Aufnahme einer Anleihe ungewöhnlich ungünstig, so daß der Regierung eben vergangene Woche nichts anderes übrig blieb, als mitzuteilen, daß sie vorläufig ihre Bemühungen eine Auslandsanleihe zu erreichen,

eingestellt hat. Wir werden nun also mit eigenen Mitteln einzurichten haben. Ob dies durch die Aufnahme einer kleinen Inlandsanleihe erleichtert werden wird, ist umindest fraglich. Fraglich weil auch hier durch die Seipelschen Sanierungsver-

Wochenspiegel Nr. 34

Unsere Roman-Beilage Die Quelle

Lämmer und Geier.

Roman von Luise Westkirch.

(3)

Annie schlich sich auf Zehenspitzen in ihre Kammer. Dort saß sie, ohne ihr Festkleid abzulegen, im Dunkeln, den Kopf in den Händen und rang verzweifelt, den Mut und die Zuversicht wiederzufinden, die der fremde Geselle durch seine schlimmen Reden in ihrer Seele zerstört hatte.

Spät brachen die Gäste auf. Annie hörte sie mit schweren Zungen Abschied nehmen. Die Haustür schlug hinter ihnen zu. Nun wurde es still. Der Vater besprach sich wohl noch mit seiner jungen Frau in der Buchstube.

Da kam Annie ein Einfall, ein Verlangen. In der Schlafkammer der Eltern stand ein Bild ihrer Mutter in schlichtem Nähmchen, das beste, das es von ihr gab. Bis zur Stunde hielt es der Vater auf seinem Nachtschränken aufgestellt. Wer was sollte es ihm dort, nun, da eine neue Frau ihren Einzug in die Kammer hielt? Der Tochter dagegen war es ein Heiligum, ein Talisman. Vor dem Antlitz der geliebten Mutter, so hoffte sie, würden all die banger Gedanken zur Ruhe kommen, die der Blutsverwandte der Neuen in ihr aufgeweckt hatte. Sie beschloß, das Bild in ihr Zimmer herüberzuholen zu ihrem Trost. Ein Licht zündete sie nicht an. Sie kannte auch im Dunkeln den Weg.

Schon stand sie zwischen den beiden Betten, schon umspannten ihre bebenden Finger das ersehnte Kleinod, da wurde die Tür aufgerissen, eine stinke Hand griff um den Pfosten, knipste das Licht an. Frau Ros, die Neuwermählte, trat über die Schwelle und verharrete, wie zu Stein geworden vor Grauen. Denn von dem plötzlich aufgestamten Licht wie von einer Glorie umstrahlt, vom weißen Gewand umwallt, sah sie leibhaftig vor sich das Bild, das den ganzen Tag sie verfolgt hatte, das Bild ihrer einstigen Herrin, so wie sie anzuschauen gewesen sein mochte in der Blüte ihrer Jugend — so wie sie in ungewöhnlich lieblicher Verklärung in den weißen Rissen ihres Sarges gelegen hatte, den ihr eigenen Zug von schmerzlicher Ergebung um die Lippen.

In wildem Entsetzen warf Ros die Arme in die Luft.

„Die Frau! — Sie steht auf aus ihrem Grab! — Schütz mich, Fritz! — Schütz mich vor der Frau!“

Und mit einem gellenden Aufschrei stürzte sie ohnmächtig zu Boden.

Zweites Kapitel.

Landgerichtsrat Breitenbachs hatten Besuch. Nur allernächste Freunde: die verheiratete Tochter mit ihrem Mann, dem Rechtsanwalt Maienrod, und eine Jugendfreundin der Hausfrau, die verwitwete Präsidentin Johanna Tizlaff mit ihrem Sohn Herbert, dem Staatsanwalt. Altväterlich und behaglich war die Wohnung des Landgerichtsrates, dunkelbraune Uebergardinen, dunkelbraune Ripsessel. Durch die offene Flügeltür schaute der zu einem einfachen Abendessen gedeckte Tisch in das Herrenzimmer, wo der alte Herr mit dem Staatsanwalt rauchend saß, vertieft in eine juristische Diskussion. Am Fenster stand die Präsidentin, ein zartes Persönchen, zierlich und anmutig wie ein feines Porzellanfigürchen, einen leichten Spitzenschal über dem kranken, schneeweißen Haar, sein gefädelte Spitzen am Hals und den Handgelenken.

„Sie müssen meine Frau entschuldigen, liebe Präsidentin,“ sagte der Landgerichtsrat. „Ich erwarte sie jeden Augenblick. Sie hilft meiner Tochter eine Wohnung

suchen, eine zeitraubende und unerfreuliche Beschäftigung heutzutage.“

Der Staatsanwalt hob verwundert den Kopf.

„Will Maienrod seine Wohnung wechseln? — Ja, warum denn?“

Der Landgerichtsrat zuckte die Achseln. „Er hat sich's in den Kopf gesetzt und ich rede grundsätzlich den Kindern nicht drein.“

„Er suchte wohl ein Quartier näher bei seinen Lieblingsklienten, den Herren Einbrechern und Raubmördern?“ mutmaßte Tizlaff.

„Im Gegenteil. Sein Büro im Innern der Stadt scheint ihm nicht vornehm genug. Sein Streben geht nach einer Wohnung in einem Villenviertel.“

„Wunderlicher Gegensatz!“

Jetzt wandte die Präsidentin sich vom Fenster um zu den Herren.

„Sie kommen.“

Gleich darauf traten die beiden Frauen ein, Marianne Breitenbach, groß, kräftig, mit glatten, ruhigen Zügen und ihre Tochter, eine schlank, junge Frau, mit schönen, dunkelblauen Augen unter glatt anliegenden, braunen Scheiteln.

In Herbert Tizlaffs Gesicht trat ein leichtes Rot, als er aufstehend sich verbeugte.

„Glücklich gewesen?“ erkundigte sich der Landgerichtsrat.

„Margard Maienrod hatte sich in einen See geworfen.“

„Papa — glaubst du an das Hereinragen einer übersinnlichen Geisterwelt in unsere Welt?“

„Nein,“ antwortete der alte Herr trocken.

„Ja, Paul, wir wissen nicht, was wir denken sollen,“ erklärte die Landgerichtsrätin und Fremingard berichtete aufgeregt:

„Also, denk dir, Papa, wir hätten eine Wohnung mieten können, eine wunderschöne Wohnung in der Reichstraße, weißt du, der breiten Straße mit der schönen Bappelallee, lauter Villen mit herrlichen Vorgärten, ganz, was Sektors sich wünscht. Am ersten Stockwerk flatterte ein Zettel: „Zu vermieten.“ Eine solche Wohnung, die frei ist, die ausgebaut wird in dieser Zeit der Wohnungsnot! Mama und ich stürmten drauf los. Wir waren wahrhaftig in Angst, daß ein anderer uns im letzten Augenblick zuvor kommen könnte. Wir drückten auf den Klingelknopf. Der Hausmeister öffnet, ein behaglicher, freundlicher Mann. Ein struppiger Röter stand neben ihm, schlug aber nicht einmal an.“

„Können wir die Wohnung sehen, die hier zu vermieten ist?“

„Bitte, wollen die Herrschaften eintreten. Sie steht leer.“

Die Halle unten war köstlich, weiße Säulen, Stuck an der Decke, eine breite Treppe zum ersten Stockwerk. Im Erdgeschloß waren alle Fensterläden geschlossen.

„Es sind Lagerräume,“ erklärte der Hausmeister.

Rechterhand, wo der Mann sein Quartier hatte, war eine Schuhwerkstatt. Er scheint Schuhmacher zu sein. Während wir die Treppe hinaufgehen, fragt Mama: „Wie mag es nur geschehen, daß diese Wohnung frei ist?“

Der Mann zuckt die Achseln. „Es hat noch keine Herrschaft Gefallen daran gefunden. Ich freue mich aber, ich freue mich sehr, wenn sie endlich bezogen wird. Denn sehen Sie, ich bin ganz allein mit meiner

Frau in dem großen Haus. Das ist nicht angenehm.“

„Sie haben keine Familie?“ fragt Mama.

„Nein,“ sagt der Mann lachend, niemand als den Phylax da. Und deutet auf den Hund, der neben ihm die Stufen hinauftritt.“

Er schließt den Vorraum auf. Sobald wir aber in das erste Zimmer treten, beginnt der Hund, der an unserer Gegenwart gar keinen Anstoß genommen hatte, drohend zu knurren. Sein struppiges Haar hebt sich, so daß er ganz unheimlich aussieht, und zuletzt bricht er in ein langgezogenes Heulen aus. Zugleich hören wir schwere Schritte im Nebenzimmer.

„Es ist jemand in der Wohnung,“ sagt Mama erschrocken.

Der Hausmeister schüttelt den Kopf. „Nein, gnädige Frau, in der Wohnung ist kein Mensch.“

„Aber gewiß doch,“ widerspricht Mama und geht entschlossen auf die Tür los. Da springen, ehe sie die Hand auf den Drücker legen kann, die beiden Flügel von selbst auf und wir starren verblüht in ein völlig leeres Zimmer. Im nächsten Augenblick öffnen sich auch die Flügel der gegenüberliegenden Tür, und dann der nächsten, alle Türen der ganzen vorderen Zimmerflucht. Zu sehen ist niemand, und der Hund hat sich mit eingezogenem Schwanz und kläglich winselnd hinter seinen Herrn verkrochen.

„Aber — aber,“ sagt Mama, wenn hier niemand ist, — wie ist es möglich, daß die Türen aufspringen?“

Der Mann ist sehr ernst geworden. „Das tun sie immer,“ sagt er leise. Wenn man sie auch mit dem Schlüssel zusperrt — sie springen doch auf, sobald der durch das Haus geht.“

„Er? — Wer denn?“

„Ich weiß es nicht. Ich hab ihn nie gesehen. Ich hör ihn nur. Und mein Phylax wittert ihn.“

Er deutet auf den aufgeregten Hund.

„Aber diese wunderlichen Erscheinungen müssen doch eine natürliche Ursache haben, behauptet Mama.“

Der Hausmeister sah uns von der Seite an. „Meinen die Herrschaften? Ja, wenn die Herrschaften so verständig sind. Bisher waren alle Herrschaften, die die Wohnung besichtigt haben, nicht so aufgeklärt. Keiner hat einzuziehen wollen. Aber wenn die Herrschaften keinen Anstoß an — an diesen unerklärlichen Erscheinungen nehmen wollen, — den Matthäus Gutheim wird das freuen, keinen Menschen auf der Welt mehr als ihn.“

„O Papa! Nicht um alles Bunt ich in diesen Räumen hausen. Denk dir bloß: mit dem Schlüssel verschlossene Türen, die aufspringen vor — niemand weiß wem! — Wo Sektors so oft spät abends nach Hause kommt! Stell dir vor, ich säß allein, die Türen sprängen auf und die Schritte kämen näher — —!“

Ganz kleinlaut frag ich: „Herr Hausmeister, hat man denn gar keine Vermutung über die Person desjenigen, der hier sein Wesen treibt?“

„Ja,“ antwortete der Mann, man sagt da allerlei. Was davon wahr ist, weiß ich nicht. Die Leute erzählen, es sei einmal in dem Hause hier ein nie entdeckter Mord begangen worden. Ein schönes Fräulein liege verscharrt im Keller. Und der Mörder müsse nun um die Stätte seiner Bluttat immerzu wandern — — Aber, wie gesagt, das mag ein Aberglaube sein. Und wenn die Herrschaften der Ansicht sind, daß diese Vorgänge natürliche Ursachen haben, und wollen die Wohnung mieten, — schön ist sie ja, — und im übrigen auch ruhig, außerordentlich ruhig.“

„Nein, wir wollten nicht. Wir haben die hinteren Räume gar nicht angesehen.“

Die Schritte hatten aufgehört, der Hund beruhigte sich und wir machten, daß wir aus dem graufigen Hause fort kamen. Himmel! das wäre eine Wohnung für Sektors, der ohnehin so nervös ist!“

Jetzt wurde ein Schlüssel in der Vorplatztür gedreht, hastige Schritte näherten sich. Sektors Maienrod trat ein. Er begrüßte die Anwesenden, schüttelte dem Staatsanwalt die Hand. Sehr verschieden waren die beiden, die eine alte Schulfreundschaft mehr als Charakterüberestimmung in den Dammesjahren miteinander verband. Herbert Tizlaff war eine ganz unauffällige Erscheinung, nicht schön, nicht häßlich. Das dunkelblonde Haar lag straff und schlicht um seine edige Stirn, und die grauen Augen darunter schauten klug und ruhig in die Welt. Sektors Maienrod war, was die Frauen einen interessanten Mann nennen, bleich von Gesicht, mit lebhaften, dunklen Augen, mit dunklem, leicht gelocktem Haar, einem weichen, ausdrucksvollen Mund und dem Schatten eines geheimnisvollen Leides in den beweglichen Zügen.

„Deine Frau berichtet uns eben von einem Haus, in dem ein Spuk sein Wesen treiben soll,“ sagte der Staatsanwalt. „Die Sache interessiert mich.“

„Ein Spuk? Wo? Wieso? Maienrod wandte sich herum zu Frau und Schwiegermutter. „Habt ihr Wohnungen gesehen?“

„Ja, Sektors. Wir fanden keine passende. Und da kamen wir in das Haus Reichstraße 25 — —“

Der Rechtsanwalt runzelte die Brauen, bornig unterbraut er: „Reichstraße 25? — Wie kommt ihr darauf? — Die Wohnung stand doch nicht auf der Liste, die ich euch gegeben habe.“

„Nein, Sektors,“ antwortete die junge Frau demütig. „Aber weil wir gar nichts Rechtes fanden — und an der Wohnung hing ein Zettel — die Lage schien so günstig, — so ganz passend für dich — —“

„Was für mich passend ist, darüber urteile ich schon selbst. Es ist wirklich nicht nötig, daß ihr euch die Mühe macht, in allen ausgebauten Wohnungen herumzustöbern. Die Häuser, die ich nicht angesehen habe, kommen für mich überhaupt nicht in Betracht.“

„So hast du schon von dem Spuk gehört, der in Nummer 25 sein Wesen treiben soll?“ fragte der Staatsanwalt.

Maienrod machte eine abwehrende Bewegung. „Die Sache ist stadtbekannt.“

„Dem spukenden Geist möchte ich gern einmal näher auf die Finger sehen,“ meinte Tizlaff.

Maienrod warf unmutig die Locke zurück, die ihm in die Stirn gefallen war.

„Natürlich, der Herr Staat, der die Geschichte der sterblichen Menschen mit solch unfehlbarer Weisheit lenkt, möchte auch unsterbliche Geister nach seinem Kommando lenken. Wenn's ihm nur gut bekommt! — Ich für mein Teil laß meine Finger davon.“

„Glaubst du denn an den Blödsinn, Sektors?“

„Solchen Blödsinn haben einwandfreie Zeugen durch sehr bemerkenswerte Phänomene als Wirklichkeit erwiesen — oder zu erweisen geglaubt. Was mich anlangt, ich mache mir kein Urteil an. Ich fühle meine Unzulänglichkeit. Du und deinesgleichen, ihr werdet mit dem Unerklärlichen freilich leicht fertig: Was ihr nicht prägt, das meint ihr, gelte nicht. Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht.“

„Ereißere dich nicht,“ mahnte Tizlaff.

Aber der Rechtsanwalt fuhr aufgeregt fort: „Von einer Geisterwelt wollt ihr nichts wissen. Und den Geist, der aus hundert unverkennbaren Quellen zusammengekommen, ihm selber unbewußt, in einem Menschen schlummert, der sein Schicksal gestaltet, ihn zu unbegreiflichen,

Trommeln in Afrika

Roman von Lisa Barthel-Winkler.

(17)

schrecklichen und großen Taten treibt — den wollt ihr ebenjowenig anerkennen. Ihr seht nur die nackte Tat. Danach spricht ihr euer Schuldig oder Unschuldig.“

„Deine Sympathie für deine interessanten Verbrecherklanten vermag ich allerdings nicht zu teilen,“ gab der Staatsanwalt zu. „Und ich begreife auch nicht, wie es dir eine Genugtuung sein kann, wenn du durch die Macht deiner Rede einen nichtswürdigen Lumpen seiner gerechten Strafe entzogen und von neuem auf die ehrlichen Leute losgelassen hast.“

„Mit größerem Rechte könnte ich fragen,“ gab Maienrod zurück, „ist es dir eine Genugtuung, wenn du einen willens- und lebensstarken Menschen samt all den in ihm schlummernden Kräften und Fähigkeiten in endloser Kerkerhaft begräbst, zerbrichst?“

„Nach meiner Anschauung,“ erwiderte Tizlaff gelassen, „zerfällt die Menschheit in zwei Arten. Ich nenne sie der Kürze wegen: Lämmer und Geier. Und als Aufgabe des Staates und meine eigene Bestimmung ist es, die Lämmer vor den Geiern zu schützen, indem ich von dem Hauptzeug soviel wie möglich entweder vernichte oder hinter festen Käfigstäben unschädlich mache.“

„Maienrod warf zornig den Kopf zurück. „Mit all deinem bilderreichen Gerede wirst du mir nie Ueberzeugung nicht nehmen, daß in einem der von euch Verurteilten oft hundertmal mehr Feingefühl, Großmut und Tüchtigkeit steckt als in einem Haufen deiner korrekten, ehrbaren Staatsbürger. Und ich werde nicht aufhören —“

Er wollte weitersprechen. Aber Tzimgard legte ihm bittend die Hand auf den Arm.

„Daß sein, Hektor. Du wirst wieder eine schlaflose Nacht haben. — Wär ich doch nur nicht in das unglückliche Haus gegangen!“ — Bittend schaute sie zu Tizlaff hinüber. „Mein Mann ist so überbürdet mit Arbeit in dieser Zeit, Herr Doktor —“

Tizlaff verneigte sich. Wieder trat das seine Rot in seine Wangen und ein Schimmer von Wärme in seine kühl blickenden Augen.

„Sie haben recht, gnädige Frau. Ueber Weltanschauungen soll man nicht streiten. Nimm an, Hektor, der Berger spricht aus mir, daß du vorgestern wieder durch deine Beredsamkeit einen deiner Schützlinge der exemplarischen Strafe entlassen hast, die ich ihm zugebracht hatte.“

Die Landgerichtsrätin, die noch einige Anordnungen für das Abendbrot getroffen hatte, trat jetzt wieder ein.

„Sind die beiden Kampfsöhne bei ihrem alten Streitobjekt? — Zu Tisch, bitte. Und wenn es dir möglich ist, Hektor, so laß deine interessanten Einbrecher und Raubmörder draußen.“

Man setzte sich. Der Landgerichtsrat, der Staatsanwalt, die beiden alten Damen plauderten behaglich und angeregt. Auch Hektor Maienrod beteiligte sich ab und zu. Wie sein geschliffene Prismen den Gegenstand des Gespräches in der verschiedensten Beleuchtung widerspiegelnd, glitzerten seine hastigen Sätze durch die ruhigen Reden der andern, weckten bald lachenden Beifall durch ihren scharfen Witz, bald Befremdung durch die Gewagtheit der aufgestellten Behauptungen. Etwas Ruhe-loses, Fähriges lag in seinem Sichgeben, zine Lebhaftigkeit, die nicht ganz natürlich schien. Angstvoll hingen die Augen seiner jungen Frau an ihm und glitten ab und zu verstohlen an ihm vorüber zu Herbert Tizlaff. Aber sie begegnete seinem Blick nicht. Der Staatsanwalt schien die verborgenen Spitzen in Hektors Worten nicht zu fühlen, dem Anschein nach ganz in Anspruch genommen von einer Diskussion über alte Kunstwerke, für die der Landgerichtsrat und die Präsidentin sich lebhaft interessierten.

Früh und unvermittelt mahnte Maienrod zum Aufbruch.

„Ihr müßt mich entschuldigen, Papa, Mama. Ich hab einen harten Arbeitstag hinter mir — und vor mir auch.“

Tzimgard war sogleich bereit. Während Hektor auf den Flur trat, um sich fertig zu machen, zögerte sie einen Augenblick unschlüssig. Ihre Augen suchten wieder den Staatsanwalt. Es war, als wolle sie ihm hastig ein paar Worte sagen. Sie

suchte danach. Dann, als er sich nicht nach ihr umwandte, fand sie nicht den Mut. Mit einer Verbeugung verabschiedete sie sich von ihm und der Präsidentin, sagte ihren Eltern Gutenacht und lief schnell ihrem schon vorausgegangenen Manne nach.

„Unertuglich,“ sagte Hektor, als sie auf der Straße waren, „geradezu unerträglich wird Tizlaff mir nachgerade mit seiner Geschäftshuberei.“

„Er ist doch dein Freund, Hektor,“ mahnte Tzimgard, „ein ehelicher Freund. Die gib's nicht in Massen, besonders unter deinen Berufsgenossen hast du so wenige. Du mußt ihn dir festhalten.“

„Ach was!“ widersprach Maienrod. „Ich kann die Leute nicht leiden, die ihre Finger in jeder Sache haben müssen. Ich wette drauf, der Mensch hat nichts Eiligeres zu tun, als das Haus Reichstraße 25 mit einer Schar von Polizisten zu besetzen — um den Spul zu fangen.“

„Und wenn er's täte — ich begreife nicht, wie du dich darüber ärgern kannst.“

Da fuhr der Rechtsanwält auf. „Nergern?! — Was das für ein Ausdruck ist! Das verbitt ich mir. Nergern! — Was geht denn mich der Spul an?“

„Sei doch nur gut,“ bat Tzimgard, Tränen in den Augen. „Ich weiß ja, meine Unbedachtsamkeit ist Schuld an dem ganzen Verdruß. Es ist mir so leid, Hektor.“

Da schien Maienrod zur Besinnung zu kommen. Er legte den Arm um seine Frau.

„Tzimi! Tzimi! — Dir bin ich doch nicht böse. Wie könnt ich dir böse sein, du Liebes, Gutes? — Du mußt Geduld mit mir haben. Ich bin reizbar, ungerecht, ja. Aber wenn du wüßtest, was auf mir liegt —! Bleib du mir nur gut, Tzimi. Du bist ja das einzige Glück, das ich hab —“

Die Präsidentin und ihr Sohn waren gleich nach dem jungen Paar ausgebrochen. Auch in ihnen klang die Stimmung des Abends nach, während sie nebeneinander durch die abendlichen Straßen schritten. Lange sprachen sie nicht. Endlich begann der Staatsanwalt leise: „Glaubst du, Mutter, daß Tzimgard glücklich ist?“

Die Präsidentin schwieg.

„Wenn ich denken müßte, daß der Herr sie unglücklich macht —“ die Hand des Staatsanwaltes ballte sich, „— ich könnte —“

Die Präsidentin legte ihre Finger auf seinen Arm.

„Gar nichts könntest du, Herbert. Ihre Wahl war frei. Sie hat ihn gewählt — nicht dich. Es war fast ein Treubruch an dir — jawohl! Das versuchst du umsonst mir abzuschreiben. Im tiefsten Herzen trag ich ihn ihr noch immer nach. — Jetzt kann niemand etwas ändern, am wenigsten du.“

„Soll ich denn tatlos zusehen —“

„Ja!“

Fest und energisch klang das Wort der zarten Frau. Da schwieg der Staatsanwalt.

Die Turmuhr auf der Kirche gegenüber schlug neun, als Mutter und Sohn in ihre Wohnung traten. Die Dienerin öffnete die Flurtür.

„Frau Präsidentin, das junge Mädchen wartet, von dem ich Ihnen gesagt habe. Sie könnte sofort eintreten, wenn ich heirate. Die Annie ist guter Leute Kind, die Tochter vom Bäckermeister Melber. Sie will nur aus dem Haus, weil ihr Vater wieder geheiratet hat.“

Frau Tizlaff legte Hut und Mantel ab.

„Schicken Sie sie zu mir herein, Grete.“

Der Staatsanwalt war auf sein Zimmer gegangen.

Beim Licht der elektrischen Lampe musterte die Präsidentin die ihr vorgeschlagene Hausgenossin. Der Eindruck war günstig.

„Sie scheinen noch sehr jung.“

„Ich bin siebzehn Jahre, gnädige Frau.“

„Und zart —“

„Ich bin nie krank gewesen und gewiß, ich bin kräftiger, als ich aussehe.“

Annie hob schüchtern die Augen zu der alten Dame, eine warme Bitte lag in dem Blick. Das gültige Gesicht unter den weißen Scheiteln stößte ihr Vertrauen ein.

(Fortsetzung folgt.)

Und eben noch still, friebvoll glücksversunken, zog es sie wieder unruhig aus dem schwülen Zelt ...

Auch Peter hatte wach gelegen; aber von dem Augenblick an, da alles im Lager verstummte, richteten sich seine Gedanken bewußt auf das, was ihn hierhergelockt hatte in Abenteuer und Wildnis. Er focht einen harten Kampf. Sollte alles vergebens gewesen sein? War es vielleicht klug, seine Entdeckung mit den Franzosen oder Engländern zu teilen? Er verdankte ihnen Mayas und sein eigenes Leben. Die Dankeschuld in ihm kämpfte gegen die klare Erkenntnis, daß diese Männer nicht mit seinem Künstlerherzen zu fühlen vermochten; für sie alle war die Affingeh nichts anderes als eine ungeheuer kostbare Statue aus einer verschollenen Erdzeit in einem unschätzbar reichen Naturtempel aus Fels, gespickt mit den seltensten Edelsteinen — es würde ein „commerce“ sein, ein „business“.

Nein, lieber mochte sie in ihrer Bergeseinsamkeit in aller Ewigkeit verharren!

Aber sehen mußte er sie noch einmal, ehe er morgen früh Abschied nahm — nur noch ein einziges Mal.

Er hielt es nicht aus; gegen Mitternacht erhob er sich und ging ins Freie. Sein Herz war voll Liebe und Behmut. Und wie er oft in Köln als junger Bursch, scheu und heimlich, an manchem Abend einen sehnsüchtigen Blick zu den dunklen Scheiben hinaufgeschandt hatte, hinter denen er Maya schlummern wußte — nie hatte er, tief verschämt, ihr diese Schwäche verraten — so schied er jetzt, in afrikanischem Gebirge, in romantischem Jäger- und Soldatenlager, seinen Blick hinüber zum nächsten Zelt, unter dessen Plane sie schlief, die sein alles war.

Schwer wandte er sich ab; aber er traute seinen Augen nicht — in der gleichen Sekunde hatte sich die Zeltöffnung erweitert — Maya trat ins Freie.

„Bitter!“ sagte sie überrascht. „Eben dacht' ich an dich!“

„Und ich an dich!“

Sie nahm seinen Arm und führte ihn dem Engpaß zu.

„Und an noch etwas dachte ich.“

„An Affingeh!“

„Ja. — Ich möchte ihr einen Abschiedsbesuch abstatten, Bitter. Es ist mir, als habe sie mich geweckt — ich hörte ihr Trommeln.“

„Du hast geträumt, Maya.“

„Ich weiß. — Aber wo ist die Grenze von Traum und Wirklichkeit?“

„Glaubst du an Wunder, Maya?“

„Ich glaube an das, was ich erlebe, Bitter. — Und ich habe erlebt. — Wunder? Nein, für mich gibt's keine Wunder. Es ist alles gesetzmäßig und natürlich. Oft aber nach Gesetzen und Naturbestimmungen, die höher sind als unsere kleine Erdenvernunft. — Siehst du und diese Erkenntnis verdanke ich deiner Affingeh.“

Er rückte seine Pistolen zurecht, die er unter Om Kais Siegesbeute wiedergefunden hatte.

„Gehen wir!“ sagte er einfach.

„Fürchtest du Zwischenfälle, Bitter?“

„Nein. Om Kai ist eine sehr gute Geisel; dazu die Gewehre der Arnabschen Jagdexpedition — nein, wir sind heute nacht da unten so sicher wie im Berliner Tiergarten — noch sicherer.“

Es war sehr dunkel. Nur langsam kamen sie vorwärts. Seltam tot und still lag das Gestein. Drunten rauschte, schwächer als vor vier Nächten, eintönig das Wasser. Nichts, nichts von Zauber. Als sei das geheimnisvolle Leben erloschen, so stand alles leer, kahl, verlassen.

Auch in ihnen selber war keine ungehemmte Hingabe an das Erlebnis mehr. Sie gingen zaudernd. Nach den ersten hundert Schritten schon dachte Peter an Umkehr. Steinchen bröckelten ab und rollten,

da und dort aufsprühend, in die Tiefe. Plumpften schließlich ins Wasser.

Jetzt standen sie an der Einmündung des Engpasses zur Masandehschlucht. Und da war es, als ginge ein Aufatmen über das weite Felsgerüst. Ein dumpfer Ton hallte auf — weither — aus unberechenbarer Ferne. Ein zweiter, dritter. Viele. Ein Trommeln ...

Ueberrascht lauschten sie und schmiegen sich eng aneinander.

Seltam war das. Hell klang manchmal der Ton, manchmal wie ein Schrei, manchmal tief und dröhnend. Klagen, jagen, hezend. Und auf einmal spant sich über die Schlucht, wie auf das Abakadabra des Weltenmagiers, von neuem der Zauber schleier des nächtlichen Afrikas. Es war, als knüpften sich die Maschen des Schleiers, brutal zerrissen von weißen Jägern und stuchenden Soldaten, auf einen einzigen Schlag.

Trommeln, trommeln, trommeln ...

Fester schlang Peter Umputor seinen Arm um Maya.

„Affingeh!“

In diesem Augenblick schob sich das Wolkentuch auseinander. Maya hatte den Kopf in den Nacken gelegt. Auf dem von Dornen und Moskitofischen verwundeten Gesicht spiegelte sich der Mond. Ihre Lippen flüsterten:

„Trommle, trommle, Affingeh! Deine Schlangen sind starr. Deine Augen sind blind. Was siehst du?“

Dann duckte sie sich, wie ein Tier flücht.

„Komm!“

Und wieder, als sei es Vollmondnacht, hallte es über die Berge hin, dumpf und schwellend, lauter und leiser, ferner und näher.

Trommeln, trommeln, trommeln ...

Hastig, in Sprüngen, glitten sie bergab.

Aber mitten im tierhaften Jagen prallten sie zurück. Sie waren nicht allein in der Schlucht ...

Da, aus der Tiefe quoll es herauf, als speie die Erde Gespenster aus. Und nun ward der Volleritz weiter und weiter; die schwarzgrauen Himmelwände wichen einer Zauberverhand.

Männer. Speere. Zweihundert Krieger. Maya und Peter verschmolzen fast mit der Felswand, unsichtbar in der Schwärze des Schattens.

Trommeln, trommeln, trommeln ...

Aber nicht die Göttin trommelte.

Die Krieger trugen ihre Trommeln vor sich her. Sie gingen wie in einem Trauerzug. Ernst, geduckt — und immer das rasende Wirbeln der Trommeln, gleich hilflosen Fragen zerklüfteter Menschensinder an die Unsichtbare.

Nun hielten sie vor der Höhle der Affingeh. Die Trommeln verstummten, eine nach der andern. Es war wie ein Ersticken.

Ein weißhaariger Krieger trat vor, spreizte die Arme zur Mauer und stieß einen Schrei aus. War es ein Befehl? Eine Klage? Ein Wehruf? Ein Schwur? — Dumpf wie ein Echo murmelten die Zweihundert den Schrei nach.

Schweigen. Sie warteten. Sie standen so still, daß Peter und Maya das Flattern eines kleinen Nachivogels vernahmen.

Nun trat der alte Krieger dicht an den Fels und legte seine Hand daran.

„Affingeh!“

Hatte er den Namen der Göttin gerufen? Die Lauscher wußten es nicht. Er sprang zurück und hob aufheulend die Waffe.

Wieder wartete er. Nichts.

Er entriß einem Krieger die Trommel und schlug gleich einem Irren darauf ein. Es dröhnte. Lauter und lauter rollte der harte Wirbel.

Aufgellend zerriß die Haut. Der Alte hob die Trommel und schmetterte sie vor seine Knie.

Die Krieger schrien, ließen ihre Waffen fallen und warfen sich mit den Gesichtern zu Boden.

Die Felsenmauer antwortete nicht, „Mffingeh!“

Sie schnellten hoch und stießen die Stirnen gegen die Wand, klatschten die flachen Hände dagegen, fielen auf die Knie, befaßten das Gestein.

Von den Lippen kam es wie verhaltenes Schluchzen. Es war herzzerreißend, diese wohen Krieger weinen zu sehen.

Aber Mffingeh blieb stumm.

Lange verharrten die Männer. Sie lagen auf den Knien und hielten den Felsen mit beiden Armen, lieblos, verzweifelt, in bettelnder Beschwörung.

Erst als der Mond hinter dem Felsenrand verschwand, lösten sie sich von dem grausamen Stein und glitten zurück ins Dunkel, aus dem sie gekommen waren.

„Was war das?“ fragte plötzlich eine kühl überlegene, männliche Stimme in französischer Sprache hinter ihnen.

Peter und Maya fuhren aus ihrer Verstummenheit auf.

„Marquis Arnaud?“

„Zu dienen.“

„Sie sind uns gefolgt?“

Der Marquis verbeugte sich lächelnd.

„Sie lieben Nachspaziergänge, meine Herrschaften — aber, wie man sieht, — er deutete in die Schlucht, in der die Krieger verschwunden waren — „sie sind nicht ungefährlich!“

Betroffen starrte Peter den Franzosen an. Er war leichtsinnig, lebenswürdig, hochmütig; aber nichts verriet die Gedanken hinter seiner Stirn. Warum war er ihnen gefolgt? Eine Laune? Eine müßige Neugier? Der Wunsch einer schlaflosen Nacht? Arnaud wies hinab in die Schlucht.

„Was war das mit den Burschen dort? — Wissen Sie's? — Woher sind sie gekommen?“

„Es können nur Njam-Njam sein,“ antwortete Peter ausweichend.

„Wissen Sie, weshalb sie da unten das Klagelied gesungen haben?“

„Wie ein Klagelied machte es sich allerdings,“ entgegnete Maya an seiner Stelle. „Jrgend eine Feterlichkeit, ein Fetischkult!“

„Es wäre ganz dienlich, der Sache auf den Grund zu dringen,“ meinte Arnaud und schickte sich an, weiter in die Schlucht hinabzusteigen.

„Warten Sie, bitte!“ sagte Peter hastig. „Gehen Sie nicht allein! — In diesem Winkel scheint es nicht recht geheuer.“

„Das Gesindel wird nicht wagen, in der Nähe unseres Lagers Dummheiten zu begehen.“ Er klopfte an seinen Gürtel. „Ein einziger Schuß brächte meine Leute oben sofort auf die Beine. — En avant!“

Er schritt unbekümmert weiter.

„Hier ist nichts mehr zu verraten, Peter,“ räumte Maya. „Und dann — vergiß nicht: er hat mich gerettet!“

Sie zog ihn mit sich hinter Arnaud her.

„Halt, Herr Marquis!“ rief sie nach einer Weile gedämpft. „Nicht weiter!“

Marquis Arnaud stand.

„In der Tat, hier scheinen Sie besser zu Hause zu sein, als im Urwald,“ lachte er.

Sie antwortete nicht und wandte sich an Peter.

„Versuche es!“

Er blickte sie erstaunt an; aber aus ihrem Blick erkannte er, was sie dachte — die Felsenwand öffnete sich nicht mehr ...

Mit einem Sprung war er an dem rissigen Gestein. Er schlug gegen die Stelle, an der, wie er sich erinnerte, die heimliche Pforte verkleidet sein mußte.

Maya legte ihre Hand auf seinen Arm. Die Stimme der Erde hat gesprochen,“ sagte sie langsam. „Das Tor der Mffingeh hat sich geschlossen. Es wird sich nie mehr öffnen — wie sich auch niemals mehr die Höhle der Felte öffnen wird.“

Sie verjuchte den seelischen Druck unter einem leichten Ton zu verbergen.

„Würden Sie die Güte haben, mir zu erklären ...“ begann der Marquis, ver-

stuminte aber und verfolgte aufmerksam das Tun Peter Arnauts, der immer noch die Felsenwand abtastete.

„Deshalb“, fuhr Maya fort, „trömmelten die schwarzen Krieger und wehklagten. Die Erde hat ihre Göttin verschlungen, und der Himmel hat sich ihnen verschlossen.“

„Das klingt sehr geheimnisvoll,“ spöttelte Arnaud. „Von welcher hehren Göttin reden Sie, Madame?“

Peter und Maya blickten sich in die Augen. Noch einmal fuhr seine Hand über die Stelle, hinter der sich die Höhle befinden mußte. Wie die zwei Stahlbäcker eines gigantischen Schraubstocks hatten sich die Seiten der Felspalte, die das Tor gebildet, bei dem Erdbeben zusammengeschoben und alles, was zwischen ihnen war, vernichtet, zu Klümmen zerpreßt. Nie wieder würde eines Sterblichen Auge die Schönheit der schwarzen Hagsgöttin und den unermeßlichen Reichtum ihrer Schatzkammer erblicken ...

„Belieben Sie vielleicht ...“

Peter Arnaut schrak auf bei dem lebenswürdig heischenden Ton des Marquis.

„Wie meinen Sie? — Ach so — aber gewiß doch,“ stotterte er höflich. Vielleicht war der Retter seiner Maya auf der ganzen Welt der einzige Mensch, dem er Anteil gönnte an seinem Geheimnis.“

Entschlossen erzählte er mit kurzen Worten die Geschichte der untergegangenen Göttin.

Marquis Arnaud hörte anfangs mit überlegenem Lächeln zu. Dann aber verstummte seine spitzigen Zwischenbemerkungen. Er wurde ernst. Es war, als streife das geheimnisvolle Trommeln, der Hauch des Magischen von ihm das Oberflächliche, das spöttisch Verneinende ab und schlige auch diesen selbstsüchtigen Weltmann in seinen Bann.

Schweigend stiegen die drei Menschen den Engpaß wieder hinauf.

„Eines nur wüßte ich gern, Peter,“ fuhr Maya auf halbem Weg aus ihrem Munde auf. „Wie kommt es, daß ich nicht eine einzige Negermundart spreche, zweihundert verschiedene Sprachen verstehe, als seien es meine Muttersprachen?“

In Marquis Arnaud regte sich der in allen Saiteln gerechte Gesellschaftsmensch.

„Lesen Sie die Bücher des russischen Staatsrates Afanator oder meinen Landsmann Camille Flammarion,“ fiel er schnell ein, als könne man ihm diese einfache Erklärung vorwegnehmen. „Sie bringen diesen Dingen ein gut Stück näher. Was Sie da erlebt haben, Madame, gehört mit zu den hinreichend bekannten okkulten Komplexen. Der gebildete Wissenschaftler deutet das ganz selbstverständlich mit Hypnose, Suggestion, Gedankenübertragung. Nicht auf das Sprechen und Hören kam es an, sondern auf das Auffangen der Gedanken.“

Peter Arnaut nickte ernsthaft vor sich hin. Nicht um die Welt hätte er dem Retter Mayas wehgetan.

„Okkulte Komplexe — Hypnose — Suggestion — Gedankenübertragung —“ murmelte er wie zustimmend nach. „Ich ahne, was Sie meinen.“

„Alles ganz einfach,“ begeisterte sich Arnaud an dem Stoff. „Die alten Ägypter sind auf ihren Streifzügen viel weiter südlich gekommen, als man gemeinhin bisher annimmt. Sie haben vielleicht manche ihrer Göttinnen — Bubastis, Isis, Hathor — und wie sie immer heißen mögen — hier zu Kultzwecken aufgestellt. Dann sind sie im Laufe der Zeit vergessen und erst von weit späteren Geschlechtern wieder entdeckt worden ... wie auch Sie sie entdeckt haben. Und daß auf die Schwarzen so eine Göttin, mitten im Bergimern, einen gewaltigen Eindruck machte, daß sie der Himelmenschenpropheten ihre Schätze zutrug und sie schließlich für heilig erklärten — na, das ist doch jommentlar!“

(Schluß folgt.)

Unser nächster Roman: **DAS VERRÄTERTOR** Roman v. EDGAR WALLACE

Inserate bringen Erfolg!

Schädliche Hitzewirkungen.

An heißen, schwülen Tagen fühlen sich die meisten Menschen unbehaglich, unlustig zur Arbeit, zum Essen; jede Bewegung ist zuviel. Die Ursache dieser unerfreulichen Erscheinungen während der Hitzeperiode liegt in der übermäßigen Inanspruchnahme, in einem gewissen Versagen des Wärmeregulierungsapparates, mit dessen Hilfe der Organismus bestrebt ist, die Körpertemperatur unverändert auf 37 Grad zu halten. Die Hauptarbeit, eine Wärmefindung, eine Ueberhitzung zu verhüten, fällt den Schweißdrüsen zu. Diese kleinen Hautdrüsen sondern, sobald sich die Körpertemperatur zu erhöhen droht, in verstärktem Maße Schweiß ab, durch dessen Verdunstung an der Oberfläche der Haut dem Organismus die überschüssige, gefahrbringende Wärme entzogen wird. Jedoch wird an heißen, schwülen Tagen, an denen die Luft schon mit Feuchtigkeit gesättigt ist, die Schweißverdunstung erheblich behindert, die Wärmeabgabe des Körpers somit verringert — und die Folge ist eine Ueberhitzung, meßbar mit dem Fieberthermometer. In schweren Fällen von Wärmefindung kann eine Körpertemperatur von vierzig und mehr Grad erreicht werden.

Allerdings muß hier zu der schwülen Hitze noch anstrengende körperliche Bewegung — Arbeit, Sport im Freien, Wandern oder dergleichen — hinzukommen; oder die Wärmeabgabe wird noch durch unzweckmäßig dicke Kleidung erschwert, oder die Wärmezeugung im Organismus wird durch fetthaltige Kost, durch Zufuhr alkoholischer Getränke übersüßigerweise verstärkt, so daß die Wärmeregulierung versagt und sich schwere Gesundheitsstörungen einstellen. Man spricht dann von Sonnenstich und Hitzschlag, je nachdem man eher die strahlende Sonne oder nur die heiße, schwüle Atmosphäre als Ursache gelten lassen will.

Meist gehen den Hitzearrankungen charakteristische Vorboten voraus: Augenschmerzen, Kopfdruck, Ermüdungs- und Beklemmungsgefühl, Schwindel- und Ohnmachtsanwandlungen treten auf, die sich dann plötzlich „schlagartig“, aber auch allmählich bis zu tiefer Bewußtlosigkeit entwickeln, oder sich auch zu heftigen Krämpfen und Aufregungszuständen mit Anfällen von Tobzucht und Wut, mit Gewalttätigkeiten und mit Selbstmord — zum Beispiel Ueberbord-springen — steigern. Hitzschlag und Sonnenstich sind stets als lebensbedrohliche Erkrankungen anzusehen und machen schleunigste ärztliche Hilfe erforderlich. Bis zur Ankunft des Arztes lagere man den Kranken im Schatten; beengende Kleidungsstücke sind zu lockern, Gesicht und Brust sind mit kühlem Wasser zu besprengen. Beim Versagen der Atemfähigkeit leite man sofort künstliche Atmung ein. Erst nach Wiederkehr des Bewußtseins dürfen lösselweise erfrischende Getränke gereicht werden.

Die Verhütung der Hitzkrankheiten ergibt sich aus dem oben Gesagten. Kopf und Nacken müssen — vor allem während der Arbeit im Freien — vor der grellen Sonne durch einen breitrandigen Strohhut geschützt werden; die Schweißverdunstung ist durch dünne, luftige helle Kleidung zu fördern; kühlende Getränke sollen bei Arbeit und Sport in kleinen Mengen wiederholt getrunken werden. Die Kost ist am besten fettarm, alkoholfrei Getränke sind, zumal bei anstrengender Bewegung, verboten. Bei starkem Schwitzen empfiehlt es sich, um den mit der Schweißabgabe verbundenen Salzverlust zu ersetzen, kleine Mengen doppelkohlenlaures Natron zu sich zu nehmen. Im übrigen sind Selbstbige und Alkoholiker, Herz- und Lungenkranke durch große Hitze vor allen gefährdet, so daß solche Personen besonders sorgfältig die genannten Vorichtsmaßregeln befolgen sollen.

Unter dem „Sterne“ ...

Eindrücke vom 9. Internationalen Arbeiter-Sperantisten-Kongreß.

Das schneubende schwarze Dampfroß zog mich am 3. August 1929 (zufriedener Stimmung trotz nicht so gutem Wetter) nach der Kongreßstadt Leipzig, über Passau und Regensburg. Die Witterung zeigte sich indes immer günstiger, als wir uns der großen Leipziger Bahnhofshalle näherten. Schon erblickten wir das breite Schienenmeer dieses Bahnhofs und im Nu waren wir auch unter dem Riesendache. Die Richtung zu suchen unter dieser gigantischen Halle war nicht schwer für uns Sperantisten, weil uns eine Tafel mit dem

fünfspeizigen Stern

begrüßte und uns den Empfangsraum zeigte. Als wir in den Empfangsraum kamen, waren schon einige Genossen Desterreicher anwesend. Sie erzählten uns, daß sie schon mit einer Araberin gesprochen hätten. Nun meldete auch ich mich beim Kongreßkomitee, welches mir das Kongreßabzeichen und eine Wohnungskarte mit einer genauen Adresse und Angabe, mit welcher Trambahn der Ort zu erreichen sei, übergab. Als ich beim Gastgeber eintrat, zu meiner Ueberraschung war schon ein amiko eksterlanda anwesend, so dachte ich, doch als ich mit diesem sprach, erfuhr ich, daß er ein Innsbrucker amiko sei.

Die Sehnsucht nach dem Volkshaus, welches ich schon öfters im Bilde gesehen, trieb mich bald von meinem Gastgeber fort. In diesem Arbeiterhaus sollte der neunte Arbeiter-Speranto-Kongreß stattfinden und das war für mich das erste Mal, mich unter Freunden bewegen und sprechen zu können, welche daheim andere Sprachen sprechen, doch

hier alle eine Sprache beherrschen.

Die Straßenbahn benützend, erreichten wir zu dritt nach einer halben Stunde Fahrt das Haus. Rote Bänder umzogen den Eingang des Hauses. Im großen Saale, ernst aber doch erfreuend, begrüßte uns das Purpurrot, über der Bühne ermahnten die Wortproleten einladend umniig vin: „Proletarien aller Länder vereinigt euch!“

Am 4. August um 17 Uhr eröffneten im Volkshausgarten die Spielleute des Bezirks-Trommler- und Pfeiferkorps Leipzig vom Arbeiter-Turn- und Sportbunde die Kongreßfeier. Es folgten die Begrüßungsansprachen des Kongreßkomitees, Vertreter von Behörden deutscher Arbeiterorganisationen sowie die

Vertreter von 32 verschiedenen Ländern

und der Arbeiter-Sperantoverbände. Daran schlossen sich verschiedene Vorführungen und mit dem gemeinsamen Gesang „fraty al sin libereco“ aller Nationen wurde die internationale Begrüßungsfeier abgeschlossen.

Montag begannen die Arbeitssitzungen für das künftige proletarische Zusammenarbeiten der verschiedenen Arbeiterparteien in der internationalen Arbeiter-Vereinigung. Wohl schienen im Anfang die Arbeiter in der Vereinigung nicht leicht zu regeln sein, da die internationale Asocio alle proletarischen Parteirichtungen in sich aufnimmt. Die Führer der verschiedenen Parteien schloßen sich zurückgesetzt während des vergangenen Arbeitsjahres. Der Redakteur der proletarischen Zeitung „Sennacinto“, „nova epoko“ und „La fernanto“ bemühte sich mit einigen Beispielen, daß er nach den Statuten gehandelt habe. Doch während der Arbeitssitzung wurde die Spannung immer schwächer und für die Zukunft wurde ein befriedigendes Zusammenarbeiten gesichert. Aber man kam nicht zum Endziele, in welcher Stadt der kommende Kongreß stattfinden soll, da die Russen aus irgendwelchen Schwierigkeiten den Kongreß in ihrem Lande abgewiesen hatten. Wohl schickten die Brüßler Genossen eine Einladung, daß sie mit Freuden den Kongreß für das nächste Jahr in ihrer Stadt annehmen; doch der Kongreß war der Ansicht, daß dort vor sechs Jahren ohnehin ein Kongreß stattgefunden habe und man sollte ihn daher in eine andere Stadt verlegen. Es meldete sich ein Londoner Genosse, er könne jetzt noch nicht bestimmt versprechen, ob in seiner Stadt ein Kongreß stattfinden könne, da er dazu nicht bevollmächtigt sei, doch seien schon Erörterungen vorausgegangen und wenn der Kongreß nicht sofort auf die Festsetzung des Ortes besteht, so würde er in einigen Monaten schon berichten können, ob die Londoner Genossen den Anforderungen eines Kongresses gewachsen seien. Man stimmte für den Antrag, daß die Direktion den Ort des Kongresses für das nächste Jahr, bestimmen möge.

Außerdem fanden auch internationale Fachitzungen statt, unter welchen besonders erwähnenswert sind:

Das Treffen in der Leipziger Sport-Bundeschule, an dem mehr als 100 Sportler teilnahmen. Außer Ansprachen und Berichten der Leipziger Genossen Sellert und Wendi berichten noch Kanada, China, Finnland, Holland usw. In der zwei erstgenannten Ländern ist noch ein großes unbebautes Arbeitsfeld,

die Arbeiterschaft hat den Wert des Sports noch nicht erkannt,

doch die Genossen versprochen, nach ihrer Heimreise bei jeder Gelegenheit für den Arbeiterport aktiv tätig zu wirken. Besondere Erwähnung verdient die sozialdemokratische Fraktions-Sitzung, in der ein neuer Esperanto-Pressedienst aufgestellt wurde. Genosse Sonas (Dester.) sprach in seinem Referate die Hoffnung aus, daß die sozialdemokratische Presse mehr als bisher den Esperanto-Pressedienst in Anspruch nehme, er zeigte den weiteren Weg, um den sozialdemokratischen Parteien in internationaler Propaganda-Arbeit Dienste leisten zu können. Die Wahl des Fraktionsvorstandes ergab folgendes Resultat: Abgeordneter Genosse Erikson, (Schweden); Konrad Deubler, (Deutschland); Josef Pech, (Tschechoslowakei); Marie van Essen, (Holland); Franz Sonas, (Dester.). Das Sekretariat der Fraktion wird nach Wien verlegt und Genosse Sonas beauftragt, die weiteren Mitglieder des Sekretariats in Wien zu wählen.

Die Fachsitzung der Jugend-Genossen und -Genossinnen.

wird mir unorgelich bleiben, so disziplin-gemäß entwickelten sie ein großes Arbeitsfeld für die Zukunft, den Erwachsenen kaum zurückstehend. Besonders der belgische Jugendgenosse Kaulich interessierte mit seinem ausgezeichneten Referate alle Jugend-Genossen und -Genossinnen. Doch um all dieses aktiv verwirklichen zu können, auf dem internationalen Felde wird finanzielle Unterstützung nötig sein. In den ersten Kongresslagen las ich in der Leipziger Volkszeitung, daß durch drei Tage ein Genosse häufig neben einem Genossen saß, den er für einen deutschen Landsmann gehalten habe und erst als jener Genosse mit Namen und Heimatland als Redner angerufen wird, merkte jener, daß er neben einem Skandinavien saß.

Zum Abschied wurde ein Verbrüderungsabend veranstaltet, an dem Leipziger Kunst und Sport nicht fehlten. Besondere Freude weckten die Filme vom Nürnberger Turnfest und der von der Esperanto-Tagung selbst. Mit einem Sprechchor, an dem die verschiedensten Länder teilnahmen und dem Liede „Brüder zur Sonne“ (fratru al suno) wurde die Esperanto-Tagung geschlossen. Nach diesen so kurzen Tagen und doch so reich an Belehrung verabschiedeten wir uns von den Leipziger Genossen mit „foria manprezo kaj adiaŭ, giatrevido!“ beim nächsten Arbeiter-Kongress. Die Heimfahrt sollte auch nicht ohne ein kleines Ereignis vorübergehen. Dem Genossen Frederick W. Ebner aus Hongkong-Shanghai, der nach dem Kongress mit uns nach Desterreich zu seinen Verwandten fuhr, zeigte ich, in Leipzig gekaufte Bücher. Unter diesen befand sich auch

das Buch „Nie wieder Krieg“.

Gegenüber saß ein Berliner, natürlich einer aus der „guten alten Zeit“, ein Bürger, dem das Bild Seite 12 „Kriegsrausch“ mißfiel. Ich blieb ihm die Antwort nicht schuldig. Er wollte es ausbessern, indem er erklärte, nur die Deutschen opfern sich für diese Tendenz, andere Länder machen nichts. Die guten deutschen Bürger haben wohl für diese Tendenz aber auch noch nicht mehr getan, als die Bürger in anderen Ländern. Feilbauer Josef.

Napoleonanekdoten.

Nach dem Kongress zu Erfurt kam Napoleon auf der Rückreise durch Aschaffenburg. Die Böglinge sämtlicher Lehranstalten sollten auf dem Wege zum Schloß aufgestellt werden, um ihn mit Hochrufen zu empfangen.

Der Kaiser fuhr die lange Front entlang. Am äußersten rechten Flügel herrschte vollständige Ruhe, während die anderen Schüler die vorgeschriebenen Hochrufe ausbrachten. Der Adjutant Napoleons sah in dem schweigenden Verhalten des rechten Flügels eine verabredete Demonstration der Feinde Frankreichs und stellte den Bürgermeister darüber zur Rede:

„Wer hat den jungen Leuten das Still-schweigen auferlegt?“ Aber der Bürgermeister antwortete ruhig: „Der liebe Gott. Es sind die Böglinge der Taubstummen-anstalt.“

Napoleon, der über jeden Franzosen ein Kartothekblatt führen ließ, die berühmte „Personal- und Moralstatistik“, verlangte eines Tages auch eine Liste aller reichen französischen Erbinnen von vierzehn Jahren aufwärts zu erhalten. Sein Plan war, hohe Zivilbeamte und invalide Offiziere reich zu verheiraten. Die Kartothek sollte die Höhe der Mächtig und die Eigenschaften des Mädchens aufzeichnen. Auch ihr Wuchs mußte genau beschrieben werden. Mißbildungen durften nicht verheimlicht werden.

Bei einem Ausgange im Winter winkte Napoleon in der Dunkelheit einen Offizier heran.

„Sie heißen?“ „Dubois.“ „Kolonel?“

„Nein, Majestät, nur Hauptmann. Aber“ so fügte Dubois mit freimütiger Kühnheit hinzu, „ich bin aus dem Holze geschnitten, aus dem man die Kolonels macht.“

„Gut, Hauptmann Dubois! Sobald ich einen Kolonel aus Holz gebrauche, sollen Sie der erste sein.“

Napoleon traf in Orleans ein. Es war 1808 und der Mangel an Menschen und Geld fürs Kriegführen fing an, sich bemerkbar zu machen. Der Bürgermeister der guten Stadt empfing mit allen Würdenträgern den Kaiser und setzte sich in Position, um eine Rede zu halten. Aber Napoleon unterbrach ihn und fragte ihn über die Stadtverwaltung aus.

„Sind Ihre Rassen in Ordnung, Herr Bürgermeister?“

„Vollkommen.“

„Gut. Haben Sie Ueberschüsse?“

„Große, Majestät. Und jedes Jahr.“

„Gut. Wieviel haben Sie zum Beispiel jetzt in Ihren Rassen liegen?“

„300.000 Franken, Majestät.“

„Sehr gut. Liefern Sie sie gleich an die Staatskasse ab.“

Napoleon fragte einen Offizier: „Sagen Sie, wie alt sind Sie?“

„31 Jahre, Majestät.“

„Und noch nicht avanciert?“

„Majestät, durch widrige Zufälle, die mit meinen Leistungen nichts zu tun hatten, bin ich in der Beförderung zum Kapitän übergangen worden.“

Napoleon: „Dann nehmen Sie, bitte, sofort Ihren Abschied. Offiziere, die Pech haben, kann ich nicht brauchen.“

Ein berühmter Arzt wurde einst von Napoleon gefragt, wieviel Menschen er denn schon in seiner Praxis hingeopfert hätte. Ohne langes Besinnen antwortete der Gefragte:

„Sire, ungefähr 500.000 weniger als Ev. Majestät.“

Die „gute alte Zeit“.

Im Spiegel zweier Arbeiterbriefe.

Die Zeit vor hundert Jahren, mit der wir den Begriff Gemütlichkeit und Behaglichkeit verbinden und die mancher Dichter, vor allen Georg Hermann, uns durch seine gemütvollen Gestalten nahegebracht hat, steht besonders lebhaft vor unseren Augen, wenn wir den Namen Adolf Schlabbrenner nennen, diesen echten Spreethener, dessen Typen: Rante, Stipper, Guckastennann, Rentier Buffey, wohl als unsterblich bezeichnet werden können. Unbestechliche Lebensbeobachtung war sein Ziel in allem, was er schrieb. Das bürgerliche Berlin der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erstreckt in seinen Volksszenen mit einer Lebendigkeit, wie sie selten von einem Schriftsteller erreicht ist.

In dem Nachlaß dieses im Jahre 1876 gestorbenen Humoristen fanden sich Manuskripte, deren Komik etwas Unwiderstehliches hat. Da ist zum Beispiel der Brief eines Bäckergehilfen, der bei dem Königsstädter Theater als Komiker engagiert werden wollte.

„Herr Direktor! Guter Wohlgeboren! Noch bin ich keiner. Aber ich mechte, weil mich viel dran scheidt, gern einer sein. Ich bin immer lustig, auch ist meine Lust ganz nach ihrem Wunsch, denn Sie wünschen welche, und ich möchte gern Einer werden. Ich bin von chemischer Geburt, denn mein Vater war ein unverheirateter Aptheckergehilfe, der mir aber so erzog, wie eine Mutter, die zu früh für mir starb. Weshalb ich gewiß Bäckergehilfe wurde.“

Sechs Jahre war ich stehend in Con-dition und ging erst ins siebente Jahr, weil in Hamburg ein Vetter von mir logierte, der mir kaum gesehen hatte als er sogleich starb. Dieses Unglück hat in-dessen auf mir als Komiker keinen Einfluß gehabt. Ich war nur zwanzig Jahr, und schon eine unverdornte Weise, welches Sehr Betreibt für mich war, doch weil meine Natur viele lustige Temperamente hat, ging ich auf ein Schiff über den See nach England, wo man noch damals engelisch sprach und mir nicht begreifen konnte, wie ich ihn nicht. Natürlich konnte ich mir da nicht lange unterhalten und wurde Bettler aus reinen Mangel an das notwendigste. Darum bin ich nicht lange da gewesen; man ließ mir auch richtig Port, trotzdem war ich immer lustig, und wieder in der See, Arm von Weltmeer. Aber das Schicksal verfolgte mich, einen so schlechten Wind haben Sie auf der See noch nicht gehabt, als wie ich drauf war und war meine Gesundheit eine Qual, denn vierzehn Tage kam der Wind zur Schif-fahrt, bis wir an das Ufer vorworfen wur-den, wo auch gleich Land war. Nun aber keinen Trostchen Holländischer Grund brachte mir bettelnd nach Berlin, weil ich hörte, daß noch ein Comedienhaus ge-wünscht wurde und man nicht Komiketen genug kriegen konnte, und weil ich immer lustig bin und Nichts habe, will ich auch dazu gehören, wozu ich mir Auch Anbiere. Sie sind ein Gelehrter und allgemein be-liebter Mann wegen Ihrer Sanftmuth und edlen Sinnesart und Sie werden insehen, daß ich Einer werden kann. Auch sind meine Drjahne ausgebildet und meine Ge-fellkulationen immer sehr anständig. Und immer lustig. Ich bin derweile Werk-meister, weil er krank, und auch das Fieber hat, solange bis er wieder Werkmeister ist. Als solcher intrimitisch bitte ich um eine ergebnste Antwort.

Derweile Werkmeister, mit Achtung und Dienstfeiser Friede Grobing.“

Ein anderes Schreiben ist ernsteren Ge-halts. Es ist eine Eingabe an den König.

„Lieber König Wohlgeboren! Magestet!“

Aus unterteinen Herzen schreibe ich an Ihn, mit mein Blut und Tränen, denn ich bin ein ganz armer Mann, der nicht weiß, wo er Haupt herkrichen soll, und wo Er sein Brod hinlegen soll. Sie sind wohlhabend und kennen Ein unterstützen, der ein untertan von Ihn ist, und der in elend ist wie viele sind, die nicht König Magestet sind, was nicht Jeder sein kann, sondern sich so lange rechtshafen ernehren muß, bis er nicht mehr kann. Dann muß er sich an den guten König Magestet wen-den, weil er sich nicht mehr ernehren kann, un weil so viel Anzich ist, des die meisten Arbeiter nichts zu essen haben, und doch Jeden Menschen sein Brod zukommt, weil er sonst nich Unterthan seind kann und seine Kinder von den Staat ernehren kann. Gier Wohlgeboren König Magestet sind so jut ein Mensch wie ich, und wenn Sie nichts zu essen hätten, dann würde ihnen auch hungern, und dann würden Sie auch klagen, daß Sie ihre Brinzen nich ernehren könnten, wrehend sie jetzt zu leben haben. Ich war früher Weber und habe es ordnlich jelernt und habe meine Abjaden ordnlich jezahlt, was von so einem armen Man viel is un ich nich einsehe, warum solche arme Menschen noch was abgeben müssen. Aber nu möchte ich dem lieben König Wohlgeboren Magestet bitten, daß er mit allens das Feld wiederzieht, was ich vor den Staat jegeben habe, weil der Staat nicht vor mir jedhan hat und das Betteln nich erlaubt is. Vielleicht ist es möglich, daß ein Paar Man Soldaten entbehrt werden können, wozan ich dem mit meine

Familche ganz gut leben kennt, und wollte jerne arbeiten. In Erwartung einer schnellen, jehorjamen Antwort un jütigen Bescheid herzlich grußen

Ihr, König Magestet Wohlgeboren mit Respekt
Gottlieb Kreeze, früher Weber

König Magestet Wohlgeboren, ins Balesch, Schildwache vor de Thüre, Zeughaus jejenüber.“

Das Gesicht des Wiedermeiers sieht uns an, das lachende und das meynende, — und mir ahnen die tragische Maske der „guten, alten Zeit!“ W. D.

Was bringt Radio-Wien nächste Woche?

Montag, 26. August.

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 15.15 Bild-rundfunksendung. 16.00 Nachmittagskonzert. 17.45 Akademie. 18.30 Jugenbstunde: Die grüne Steiermark. 19.20 Die Wiener Messe als Zentralmarkt Mitteleuropas. 19.30 Heitere Vorträge von Dr. Josef Bergauer. 20.00 Zeitzeichen, Wetterbericht. 20.05 Un-garische Nationalmusik (XVI. bis XX. Jahr-hundert). 21.15 Abendkonzert. Bildrund-funksendung.

Dienstag, 27. August.

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 15.15 Bild-rundfunksendung. 16.00 Nachmittagskonzert. 18.00 Sonderbare Unterseeboote. 18.30 Rationelle Zmerghühnerzucht. 19.00 Alte deutsche Erntebrauchche I. 19.30 Merkwürdige „Sitten“ im Tierreich. 19.55 Zeitzeichen, Wetterbericht. 20.00 Dela Lipinskaja in ihren russisch-deutschen Vorträgen. 20.25 Grotesken. 21.00 Uebertragung aus dem Hof der alten fürstbischöflichen Residenz: Serenade. Bildrundfunksendung.

Mittwoch, 28. August.

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 15.30 Nach-mittagskonzert. 16.45 Uebertragung des Mitropacuphiefes Slavia-Wienna aus Prag. 19.00 Die Melkmaschine, ihre Wirkungs-weise, Benwendbarkeit und Rentabilität. 19.30 Tennis als Volkssport. 20.00 Zeit-zeichen, Wetterbericht. 20.05 Urien. 20.30 Konzertabend. 21.20 Leichte Abendmusik. Bildrundfunksendung.

Elektro-Material, Luster Bügeleisen

Für Neubauten Vorzugspreise!
Jos. W. Pelz & Co., St. Pölten
Rathausplatz 14

Donnerstag, 29. August.

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 15.15 Bild-rundfunksendung. 16.00 Nachmittagskonzert. 18.00 Märchen für Groß und Klein. 18.30 Bericht für Reife und Fremdenverkehr. 18.55 St. Pölten, die Barockstadt. 19.25 Das wandernde Mikrophon: Uebertragung eines Erntefestes in Oberösterreich. 20.00 Zeitzeichen, Wetterbericht. 20.05 Konzert des Wiener Symphonieorchesters. 22.00 Abend-konzert. Bildrundfunksendung.

Freitag, 30. August.

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 15.15 Bild-rundfunksendung. 16.00 Nachmittagskonzert. 17.40 Wochenbericht für Körperport. 18.00 Uebertragung aus dem Salzburger Festspiel-haus: „Der Rosenkavalier“. Abendkonzert. Bildrundfunksendung.

Samstag, 31. August.

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 15.00 Bild-rundfunksendung. 15.45 Nachmittagskonzert. 17.40 Märchen für die Kleinen. 18.10 Finnische Dichtung. 19.00 Kammermusik. 20.05 Zeitzeichen, Wetterbericht. 20.10 „Aus volkstümlichen Opem“. Bildrundfunk-sendung.

Sonntag, 1. September.

11.00 Uhr Konzert des Wiener Symphonie-orchesters. 15.30 Bildrundfunksendung. 16.00 Nachmittagskonzert. 18.00 Abschied von den Ferien. 18.45 Konzertabend. 19.55 Zeit-zeichen, Wetterbericht. 20.00 „Der gute Schwimmer“. Abendkonzert. Bildrundfunk-sendung.

Die Direktion behält sich Aenderungen vor.

den friedlichen Fortschritt und Aufbau will. Es ist daher ganz selbstverständlich, daß jemand, der nun in die parlamentarische Arbeit eine Streitfrage werfen will, die sie lahmlegt, gar keine anderen Absichten haben kann, als den Bürgerfrieden im Bürgerkrieg untergehen zu lassen. Wenn der Herr Seipel daher von der Wichtigkeit einer Verfassungsreform spricht, die Parlament, Länder und Gemeindefreirungen unter die diktatorische Gewalt einer vom Bundespräsidenten ernannten und abhängigen Bundesregierung stellt und dies gerade in dem Zeitpunkt tut, in dem die parlamentarische Demokratie beweist, daß sie ohne jede außerparlamentarische Gewalt ihre Pflichten erfüllen kann, dann ist dies der geschlossene Beweis, daß es sich Herr Seipel nur darum handelt, die Demokratie zu vernichten und an ihre Stelle die Diktatur Seipel zu setzen. Es beweist ferner, daß Herr Seipel schon Jahre vorher das Parlament nur darum lahmgelegt hat, um zu diesem Ziele seines persönlichen Machstrebens zu gelangen, es beweist, daß er seinen Rücktritt nur vollzogen hat, um dann als „Kaiser“ und Diktator wiederzukehren. Diese letzte Spekulation ist ihm eben mißlungen, darum ist ihm nichts anderes übrig geblieben, als sich offen in die Arme der Heimwehr zu werfen und gegen seine eigene Partei aufzutreten, die dem Anschein nach ebenfalls die friedliche Verständigung dem Bürgerkrieg vorzieht. Seipel ist heute nichts anderes als der Führer des aus monarchistischen Großgrundbesitzern, scharfmacherischen Unternehmern und entgleisten Provinzintellektuellen zusammengesetzten puscheligen Bürgers innerhalb der Bourgeoisie. Er hat scheinbar selbst alle Hoffnungen verloren auf dem bei ihm sonst üblichen Wege des Intrigenpieles und der schleichen Erpressung zum Ziele zu gelangen, sonst hätte er nicht alle Masken fallen lassen und eben jetzt durch sein Tiroler Blatt den Bürgerlichen die offene Erpressung verkündet: Entweder neuerliche Machteinsetzung Dr. Seipels oder Heimwehrumsturz gegen alle Parteien und gegen Streikrecht. Ob sich die Bürgerlichen dieser Erpressung unterwerfen werden, können wir nicht wissen. Man kann nur sagen, daß sie im April Herrn Seipel schließlich auch nicht aus Liebe zur Arbeitererschaft fallen ließen, sondern darum, weil schon damals sein längeres Verbleiben im Amte den Bürgerkrieg unvermeidlich gemacht hätte, und sie sich darüber klar waren, was dies angesichts der Macht und Entschlossenheit der Arbeitererschaft auch für sie bedeutet hätte. Und seither sind die innen- und außenpolitischen Erfolgsaussichten für die Gewaltanwendungen gegen die Arbeitererschaft gewiß nicht günstiger geworden.

Die Arbeitererschaft ist vor keine neuen grundlegenden Entscheidungen gestellt. Wählt das Bürgertum den mit Erfolg betretenen Weg der Demokratie, dann werden sie uns als loyale Partner am Platte finden. Siegt die Fraktion Seipel, wollen die Heimwehren im Herbst wirklich marschieren, dann werden wir sie niederschlagen.

Gallian mundtot gemacht.

Zwischen dem „steirischen Flügel“ der niederösterreichischen Heimwehren und ihrer Landesleitung, also praktisch dem Herrn Raab, scheint tatsächlich ein schwerer Konflikt ausgebrochen zu sein. Nachdem Herr Raab zuerst den Pfriemer hinausgeworfen hat, geht er nunmehr auf den Exponenten der „steirischen Richtung“ in seiner Privatarmee, auf den „Landesstaabsleiter“ a. D. Gallian los.

Ueber den Hinauswurf des Gallian aus der Staatsleitung haben wir schon berichtet, ebenso über die demonstrative Ernennung dieses Herrn zum „Organisator“ für alle Länder, wodurch dieser Herr dem Raab erst recht wieder auf den Pelz gesetzt wurde. Und als er Sonntag in Pottendorf nicht reden durfte, redete er einfach in Tullnerbach und puschelte dort die „Kameraden“ zu den Ueberfällen auf unsere Arbeiterheime auf.

Pepi,
Sie wissen's eh:
nur Rinso



Wegen dieser ewigen Einbrüche — nicht in die Arbeiterheime, sondern in den Machtbereich des Herrn Raab, scheint dieser einen mächtigen Krach geschlagen zu haben und hat folgende, in dem Raabschen Blättchen veröffentlichte „Verordnung“ durchgesetzt:

Kamerad Gallian als Versammlungsredner.

Auf Zahl 1/263 Bd.-Drg.-G. von 1929 der Bundesleitung wird angeordnet: Sämtliche Gau (Kreis)leitungen wollen bis 22. 6. M. angeben, ob und für welche Zeit Kamerad Otto Gallian als Redner bei Heimweherversammlungen erbeten wird.

Die Bundesführung wird nach diesen Angaben, die auch von anderen Bundesländern eingefordert werden, einen Reiseplan für Kamerad Gallian zusammenstellen.

Wien, am 12. August 1929.

Die Landesleitung des Heimatschutzverbandes Niederösterreich.

Also gar so harmlos wie die verehrliche Landesleitung die Geschichte hinstellt, ist

die Sache natürlich nicht. Wenn man wissen will, wo jemand reden wird, dann fragt man ihn einfach. Nur, wenn man weiß, daß man auf diese Frage keine oder eine falsche Auskunft bekommt, wird man eine Anfrage an alle Gruppen richten, und wenn man diese Anfrage veröffentlicht, dann ist dies eine eindringliche Warnung, den Gallian ja nicht ohne Zustimmung der Landesleitung reden zu lassen, was klar heißt, daß der Mann unerwünscht ist.

Wie tief der Krach geht, zeigt übrigens die gleichzeitig erschienene Nummer des Pfriemerblattes, in der der Gallian herausgetrichen und seine „Verdienste“ über den grünen Klee gelobt werden. Wenn „Verdienst“ gestanden wäre, wäre es wohl richtiger gewesen. Daß in der gleichen Ausgabe auch der Starhemberg alle christlich-sozialen Nationalräte als Parteibonzen und Volksfeinde bezeichnet, wird sich außer den geschmiffenen oberösterreichischen Landesführern auch der christlichsoziale Nationalrat Raab schwerlich hinter den Spiegel stecken.

Der Tod an der Maschine, auf der Straße und im Hause.

Täglich 64 tödliche Unfälle in Deutschland. — Nicht die Maschine, der Mensch trägt Schuld! — Ordnung im Haushalte. — Vergeudete Millionen.

(Ein Mahnwort von der Amtsstelle St. Pölten der Arbeiterkammer.)

Bei dem Worte Unfallverhütung, denkt man im allgemeinen wohl zunächst nur an die Bekämpfung von Verkehrsunfällen und vergißt dabei, daß sich die weitaus überwiegende Zahl der Unfälle außerhalb der gewerblichen Betriebsstätten ereignet. Erst in den letzten Jahren geht man in den Kulturländern — voran in Deutschland, sowie bei uns — daran, den Unfallschutz zu erweitern und auf die Unfälle im Haushalte und im Straßenverkehr auszudehnen. Denn das Eindringen technischer Erzeugnisse in das Alltagsleben des einzelnen, der Erlass menschlicher und tierischer Dienstleistungen durch die Maschine im Hause und im Verkehr, haben zahlreiche Unfalls-möglichkeiten auch außerhalb des Berufslebens geschaffen.

Neuere Feststellungen des Statistischen Reichsamtes in Berlin sprechen hier eine nur allzu deutliche Sprache. Nach den Feststellungen stiegen in Deutschland im Jahre 1927

täglich 64 Menschenleben

dem Unfallschicksal zum Opfer. Die Mehrzahl dieser Opfer gehört aber nicht zu den gegen die Folgen von Unfällen versicherten Berufstätigen, denn solche befinden sich nur zu etwa einem Drittel unter den Toten.

Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß dem Straßenverkehr der Hauptanteil an den hohen Unfallsverlusten zufällt. Rund 4000 Menschen sind in Deutschland im Jahre 1927 durch Ueberfahren ums Leben gekommen, darunter 825 Kinder unter 15 Jahren.

Die Berichte der deutschen Berufsgenossenschaften und die der österreichischen Gewerbe-Inspektorate stimmen darin überein, daß sich nur etwa ein Drittel der in gewerblichen Betrieben gezählten Unfälle an Maschinen ereignet. Bei den übrigen Unfällen gibt vorwiegend der Mensch selbst

über einer seelischen oder körperlichen Mädigkeit. Tritt dann wegen dieser Umstände ein Unfall ein, so spricht man von menschlichem Versagen.

Wegen der Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit der Betriebsarbeit, lassen sich einheitliche Verhaltensmaßregeln überhaupt nicht treffen. Am allerwenigsten läßt sich durch gesetzliche Bestimmungen und andere Vorschriften auch bei bester Betriebsüberwachung das Verhalten der im Betriebe Beschäftigten beeinflussen, weil dieses Verhalten nur allzu stark von der menschlichen Psyche abhängig ist. Ein wirksamer Einfluß im Sinne der Unfallverhütung kann daher nur durch dauernde Einwirkungen auf den Menschen selbst, durch eine dauernde Selbstüberwachung der Betriebe, die aber die Mitwirkung jedes einzelnen Betriebsangehörigen zur Voraussetzung hat, ausgeübt werden. Auf eine solche Mitwirkung jedes einzelnen ist aber wieder nur dann zu rechnen, wenn jeder von der Notwendigkeit und Möglichkeit der Unfallverhütung überzeugt ist.

Angeregt durch deutsche Vorbilder, durch ein von guten Erfolgen begleitetes Vorgehen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, sind auch in Österreich einzelne bescheidene Versuche unternommen worden, diese Ueberzeugung in der Arbeitererschaft zu verbreiten. Allen diesen Versuchen kann aber ein Erfolg nicht beschieden sein, insofern nicht versucht wird,

auf dem Wege über die Jugend das Verständnis

für Unfallverhütung in die Kreise der Arbeitererschaft hineinzutragen. Heute tritt der, der Schule entwachsene Mensch noch ohne genügende Bildung und Erziehung auf dem Gebiete der Unfallverhütung in das Berufsleben ein. Wenn wir uns aber bemühen, unser junges Volk vor Unfallgefahren zu behüten und darüber zu belehren, wie man Unfälle vermeiden kann, so leisten wir uns selbst einen nicht unwesentlichen Dienst.

Ordnung im Haushalte.

Wenn es nun im Haushalte heißt: Ordnung ist halbe Arbeit, so kann man ebenso sagen: Ordnung ist halbe Unfallverhütung. Schon im einfachsten und kleinsten Haushalte verlangen Ordnung und Sorgfalt, daß man nicht in gedankenloser Nachlässigkeit Kaffeetüren offen läßt, gebrauchte Hausgeräte, wie Besen, Eimer, Kohlenkübel u. dgl. im Verkehrsweg stehen läßt, daß ferner giftige oder ätzende Flüssigkeiten nicht in Bier-, Wein- oder Mineralwasserflaschen unbeschriftet aufbewahrt werden. Behältnisse mit giftigen Substanzen und Schusswaffen sollten dem Zugriff von Kindern entzogen sein.

Die Vorsicht gebietet, daß bei Verrechnungen in größerer Höhe, statt wackeliger Stühle oder anderer Behälter, ordentliche, standfeste Leitern benützt werden, wenn nötig, durch eine zweite Person gehalten werden. Wer hierin schon im Hause nachlässig ist, vergißt diese Regel im Berufe und kommt zu Schaden.

Die einfachen, beim Hantieren mit feuergefährlichen Flüssigkeiten und beim Gebrauche des Leuchtgases anzunehmenden Vorsichtsmaßnahmen sollte man als allbekannt voraussetzen dürfen. Leider ist dies aber nicht der Fall, so daß auch hier die Notwendigkeit zu eindringlicher Mahnung am Platze ist. Sehr böse kann das unvorsichtige Rauchen im Bett oder an feuergefährlichen Orten, das Hinauswerfen von brennenden Streichhölzern, glimmenden Zigarren- oder Zigarettenresten aus offenstehenden Fenstern oder fahrenden Wagen werden. Ungenügend gesicherte Blumenbretter oder unachtsam auf das Fensterbrett gestellte Gegenstände können Unfallsfolgen schwerster Art heraufbeschwören. Schon so manche Nadel, die in der Eile lose an die Kleidung gesteckt oder achtlos zu Boden geworfen wurde, so manches Messer oder Schere haben durch falsches Tragen oder unvorsichtiges Hantieren, kleinere oder größere Verletzungen uns selbst oder anderen zugefügt. Wie oft sind z. B. schon Menschen durch absichtlich oder unbedacht weggeworfene Speise- und Obstreste zu Schaden gekommen.

Durch die kleine Mühe des rechtzeitigen Ausbesserns der im Haushalte verwendeten Geräte und Einrichtungen kann man sich leicht vor manchem größeren Schaden bewahren. Dies gilt vor allem bei elektrischen Einrichtungen, denn manche schadhafte Isolierung einer Leitungsschnur, z. B. hat schon den Tod eines blühenden Menschenlebens verursacht. Wer zu Hause gewohnt ist, sei Handwerkzeug und seine Gebrauchsgegenstände in Ordnung zu halten, wird auch im Berufsleben ganz von selbst darauf achten.

Auch die geringe Mehrarbeit, aus leeren Kisten und Fässern vor dem Wegstellen alle Nägel zu entfernen, lohnt sich, so manche

unangenehme Verletzung und manche schwere Blutvergiftung durch einen rostigen Nagel kann dadurch vermieden werden.

Wichtige Erziehungsarbeit haben Familie und Schule auch bei der Unfallarbeit im Verkehr zu leisten.

Die technischen Errungenschaften im Verkehr haben wir uns sehr schnell und leicht zunutze zu machen gemußt. Wir haben z. B. die Benützung eines Autos für etwas ganz selbstverständliches; aber im übrigen sind wir mit unserer Einstellung zum Verkehr noch um 20 Jahre zurück.

Wird vor, in der Schule und über die Pflichtschule hinaus diese Erziehung — dann allerdings mehr auf die fachlichen Berufsgefahren eingestell — auch an Fach- und Fortbildungsschulen, an niederen und höheren technischen Lehranstalten und an den Hochschulen geübt, so werden aus den so vorbereiteten Menschen zur Selbstverantwortlichkeit erzogene Arbeiter, für Unfallgefahren und Verhütung verständnisvoll vorbereitete Betriebsbeamte und Ingenieure herangebildet werden können.

In Amerika,

einem Land, das Sozialpolitik in unserem Sinne nicht kennt, hat die Sicherheitsbewegung eine ganz ungeahnte Entwicklung genommen. Sie wurde dort von vorneherein vorwiegend als psychologisches Problem betrachtet und von den an der Unfallverhütung des ganzen Volkes Anteil nehmenden privaten Versicherungsgesellschaften zu einer großen, alle Stadtbürger von Kindes-

heinen an unruhigen Bewegung gemacht. Nach übereinstimmenden Angaben soll der dadurch erzielte Rückgang der Unfälle etwa 30 Prozent betragen.

Von den Unfallversicherungsanstalten in Oesterreich, einschließlich der Unfallversicherungsanstalt der österreichischen Eisenbahnen, wurden nach deren Berichten über das Jahr 1926 rund 19.400.000 Schilling an Entschädigungen ausbezahlt. Eine Abnahme um 30 v. H. würde also bei den beruflichen Unfällen neben einer Verminderung von Kummer und Sorge in den Familien der Betroffenen und neben der Ersparnis von mehr als sechs Millionen Schilling an Volksvermögen bedeuten.

Wegen der fortlaufenden Rentenzahlungen handelt es sich aber nicht um eine einmalige Ersparnis, sondern um einen sich jährlich wiederholenden Gewinn, dem ein weiterer Gewinn an Verwaltungsausgaben zuzurechnen ist, da diese naturgemäß mit der Verminderung der Unfälle auch abnehmen müssen.

In Deutschland, das dem Unfallschutz schon seit Jahren erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet, wurde erst in jüngster Zeit ver sucht, dem Gedanken der Unfallverhütung in die breitesten Schichten des deutschen Volkes zu tragen, indem gelegentlich einer Reichsunfallverhütungswoche mit allen neuzeitlichen Werbemitteln, wie Presse, Kino Rundfunk V. und Vorträgen der Bevölkerung die Bedeutung der Unfallverhütung v. v. geführt wurde.

Hoffentlich gelangt der österreichischen Zentralstelle für Unfallverhütung auch in Oesterreich bald die Veranstaltung einer solchen Unfallverhütungswoche, damit auch bei uns der Gedanke der Unfallverhütung ins Volk verpflanzt werden kann.

Zwegbacher mit den Großdeutschen gegen Buresch.

Alle Freundschaft rostet nicht. Herr Zwegbacher wird dem Landeshauptmann Buresch niemals vergeben, daß er ihm, den schon Fallenden, den letzten entscheidenden Stoß in den politischen Abgrund veretzt hat und benützt deshalb jeden gebotenen Anlaß, um die Sünden des Herrn Dr. Buresch den Bauernbündlern ins richtige Licht zu rücken.

Auch die die niederösterreichische Bevölkerung jetzt mit Recht beunruhigenden Vorgänge in der „Newag“, die durchgeführte Tarif- und Gebührenerhöhung schafft Zwegbacher wieder solchen Anlaß. Und man muß schon sagen, daß die darin erhobenen Vorwürfe — sie sind in den großdeutschen Wochenblättern des Landes vorgebracht — schwerwiegend genug sind, um sich mit ihnen beschäftigen zu müssen. Freilich stützten sie sich zum Teil nur auf bei Dr. Buresch und seinen Mitarbeitern vermutete Gedankengänge, aber wer sollte schließlich sachverständiger sein, die Gedanken seiner ehemaligen christlichsozialen Kollegen in der Landesregierung zu kennen, als Herr Zwegbacher?

In der „St. Pöltner Deutschen Volkszeitung“ — einem großdeutschen Organ — vom 1. August 1929 läßt er unter dem Titel „Newag“ nach einer Einleitung, in der er die im „Bauernbündler“ veröffentlichte Erklärung der Newag als lendenlahm und weltfremd bezeichnet, weiterschreiben:

Wir werden in der nächsten Zeit mit einer ausführlichen Antwort auf diese Erklärungen zurückkommen. Heute

wollen wir nur festlegen, daß die Gemeinden des V. o. W. W. unter gar keiner Bedingung unter jene Gemeinden eingereiht werden dürfen, bei welchen nachweisbar die Druckeinnahmen nicht hinreichen, um die Verzinsung und Amortisation des von der „Newag“ investierten Geldes zu decken.

Wir glauben vielmehr, daß diese Gemeinden im schönen Marchfeld zu suchen sind, die seinerzeit elektrischen Kraft- und Lichtstrom unter dem Einflusse des Landeshauptmannes Buresch erhalten mußten, um, wie man damals sagte, sich seine Stellung zu besfestigen. Die Zuleitung mußte, wie man hört, trotz mehrmaliger Ablehnung durch den „Newag“-Ausschuß doch gebaut werden, obwohl damals schon festgelegt wurde, daß diese ganze Anlage schwer verlustbringend für die „Newag“ sein wird.

Man hört auch, da der „Newag“-Ausschuß 1925 nicht ganz den Befehlen Dr. Buresch“ gefügig war, daß dies der Anlaß gewesen sein soll, zu einem Kesseltreiben gegen den damaligen Präsidenten Segur, um ihn von dem Präsidentenstuhl zu vertreiben, damit sich dann Dr. Buresch fest auf denselben niedersetzen konnte, um seine Alleinherrschaft aufzurichten. Oder war es anders, Herr Landeshauptmann?

Nun ist Herr Segur gewiß nicht der Mann, für den eine Lanze zu brechen besonders beklümmlich ist. Man erinnert sich noch zu genau an Segurs „Leistungen“ im Dorotheum und als Fi-

nanzminister, auch die Heldentaten Segurs in der „Newag“ sind unvergessen, um den Vorwurf, Buresch hätte den Segur gestürzt, nicht allzu tragisch zu nehmen. Wenn man Herrn Dr. Buresch sonst nichts nachzusagen hätte, du meine Güte, das wäre gewiß zu ertragen.

Das empfindet Herr Zwegbacher auch. Und darum fährt er mit schwererem Geschütz auf. Seit Buresch Präsident der „Newag“ ist, hat dort die Defizitwirtschaft begonnen. Die 10 Prozent Länderabgabe wurden trotz der Steigerung des Umsatzes nicht abgebaut. Die Fehler, die unter Segur während der Inflationszeit begangen wurden, wurden auch unter Buresch nicht gutgemacht. Die Anstellung des derzeitigen Direktors Dr. Brock wurde von Dr. Buresch „erzungen“, dessen besonderer Vertrauensmann eben dieser Direktor Brock ist. Aber auch der neue Direktor hat nichts getan, um die bestehenden Uebelstände abzustellen, er ist daher für sie ebenso verantwortlich wie sein Vorgänger und Protektor Dr. Buresch.

In der 1925 in St. Pölten abgehaltenen Monsterversammlung der „Newag“-Interessenten versprach Doktor Buresch — wir folgen auch hier dem großdeutschen Blatt — die Uebelstände in der „Newag“ abzustellen und vor allem auf einen Wechsel in der Leitung der „Newag“ zu dringen. Und in einer vom Vorsitzenden Delschlägel in dieser Versammlung zur Abstimmung gebrachten Resolution, die zur einstimmigen Annahme gelangte, hieß es unter anderem:

„Wir stellen fest, daß das Monopol, welches an die „Newag“ durch die öffentlichen Gewalten verliehen ist, von der „Newag“ in einer dem Zweck widersprechenden Weise zum Nachteil der stromverbrauchenden Bevölkerung und ohne Rücksicht auf die kulturellen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten derselben ungebührlich und rücksichtslos ausgebeutet wird.“

Herr Zwegbacher schließt seinen Angriff auf Dr. Buresch mit folgenden, ebenso vehementen wie hoshaften Ausfällen:

„Wir fragen nun: Ist es unter der Präsidentschaft des Herrn Dr. Buresch anders geworden?“

Ist es nicht traurig um die Führung im „Lande Niederösterreich“ und in der „Newag“ bestellt, wenn an der Spitze dieser hochwichtigen Körperschaften ein Mann steht,

der nur für die Repräsentation ist und zu sonst nichts, der im wahren Sinne des Wortes ein Ultimandatar ist, wenn dieser Mann durch einen Präsidialbeamten der „Newag“ im „Bauernbündler“ „seinen Landeskindern“ einen so aufgewärmten Rohlkredenzen läßt?“

So sieht die große Fürsorge aus, die die Herren der „Newag“ um die niederösterreichischen Stromabnehmer hat. Wir werden aber den Stromabnehmern noch aktenmäßig beweisen, wo die Sorglosigkeit liegt und woher die Gemeinden protegirt werden. Die Herren geruhen nun in der Sommerfrische zu sein, um sich zu erholen. Benützet die Zeit zu eurer Erholung, denn im Herbst geht der Kampf an.

Es ist gewiß nicht unsere Sache, die Meinungen des Herrn Zwegbacher unbefehlen als bare Münze hinzunehmen. Aber zweifellos verfügt er, wie wir

schon eingangs betont haben, über eine umfassende Sach- und Personenkenntnis auf dem Gebiete christlichsozialer Landespolitik und ebenso zweifellos ist, daß die niederösterreichischen Stromkonsumenten die Tarifpolitik der „Newag“ als unerträglich empfinden und nicht gewillt sind, eine Geschäftsführung hinzunehmen, die im Gegensatz zu allen kaufmännischen Erfahrungen bei steigendem Umsatz ständig die Preise verteuern. Die Angriffe der Großdeutschen und des Herrn Zwegbacher, daß Landeshauptmann Dr. Buresch, um seine persönliche Stellung im Marchfeld zu stärken, den dortigen christlichsozialen Gemeinden Sonderprivilegien zuwenden, die die „Newag“ in die Defizitwirtschaft treiben und deshalb für das ganze Land verderblich sind, sind daher immerhin schwerwiegend genug, um einer unverzüglichen und restlosen Aufklärung zu bedürfen. Ihr Ausbleiben wäre eine umfassende Bestätigung der von Zwegbacher und den Großdeutschen erhobenen Anschuldigungen.

Streiflichter der Woche. Herrn Seipels Verzweigungskampf.

In der Heimwehrbewegung spielt Herr Dr. Seipel eine besondere Rolle. Der maßlos eitle Mann lebte in der Einbildung, daß sein öffentliches Auftreten für die Heimwehr genügen werde, um das Ausland zu seinen „demokratischen“ Ansichten über diese Soldtruppen der schaffischen Diktatur zu bekehren. Es ist auch bekannt, daß er eine rege Tätigkeit in diesem Sinne entfaltet und den ihm erreichbaren Ausländern die Türen eingerammt hat. Und nun muß der Priester des Hasses mit ohnmächtiger Wut erkennen, daß alle Mühe vergeblich war. Das Ausland läßt sich nicht bluffen und weiß, was es von Dr. Seipel und seinen Heimwehren zu halten hat. Da hat es ihm nun ein Artikel in unserem Berliner Bruderblatt, dem „Vorwärts“, besonders angetan. Der „Vorwärts“ hat unsere Schutzblätter, die den deutschen Verfassungstag mitgefördert haben, in herzlichster Weise begrüßt, sie der Solidarität und der tatkräftigen Unterstützung der deutschen Partei in ihrem Kampf gegen die Reaktion versichert und gebrauchlich auch die Wendung, daß ein scharfes Währungsgebot der ausländischen Mächte genügen würde, um dem Spul ein Ende zu machen. So lange dies nicht geschieht, müsse eben die gesamte sozialistische Arbeiterchaft auf der Wacht stehen.

Darüber ist nun Herr Seipel in hysterische Krämpfe geraten, die in drei Artikeln in der „Reichspost“ ihren Ausdruck finden. „Unerhörte Einmischung in die inneren Verhältnisse Oesterreichs“, „Verletzung des Auslands“, „Hochverrat“, „Gefährdung der österreichischen Anschlussbereitschaft“, „Verantwortlichkeit der deutschen Regierung für diese unfreundliche Haltung“, das sind so die Gipfelpunkte seines Wutausbruches.

Es ist gar nicht notwendig, über die Sache lang zu streiten. Es genügt, festzustellen, daß unsere deutschen Genossen völlig berechtigt gewesen sind, diesen Wunsch zu äußern, und zwar darum, weil ein von den Heimwehren hervorgerufener Bürgerkrieg für die angrenzenden Staaten die eminenteste Gefahr bedeutet. Wir behandeln an anderer Stelle die außenpolitischen Gefahren der Seipelschen Heimwehraktion; wenn es aber schon so weit ist, daß die politischen Zeitungen des Auslandes in allem Ernst die Aufmarschpläne

Der neue Roman

DAS VERRÄTERTOR

Von EDGAR WALLACE
Ins Deutsche übertragen von RAWI RAVENDRO

beginnt in unserer
Nr. 35 vom 29. 8.

1 9 2 9